



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

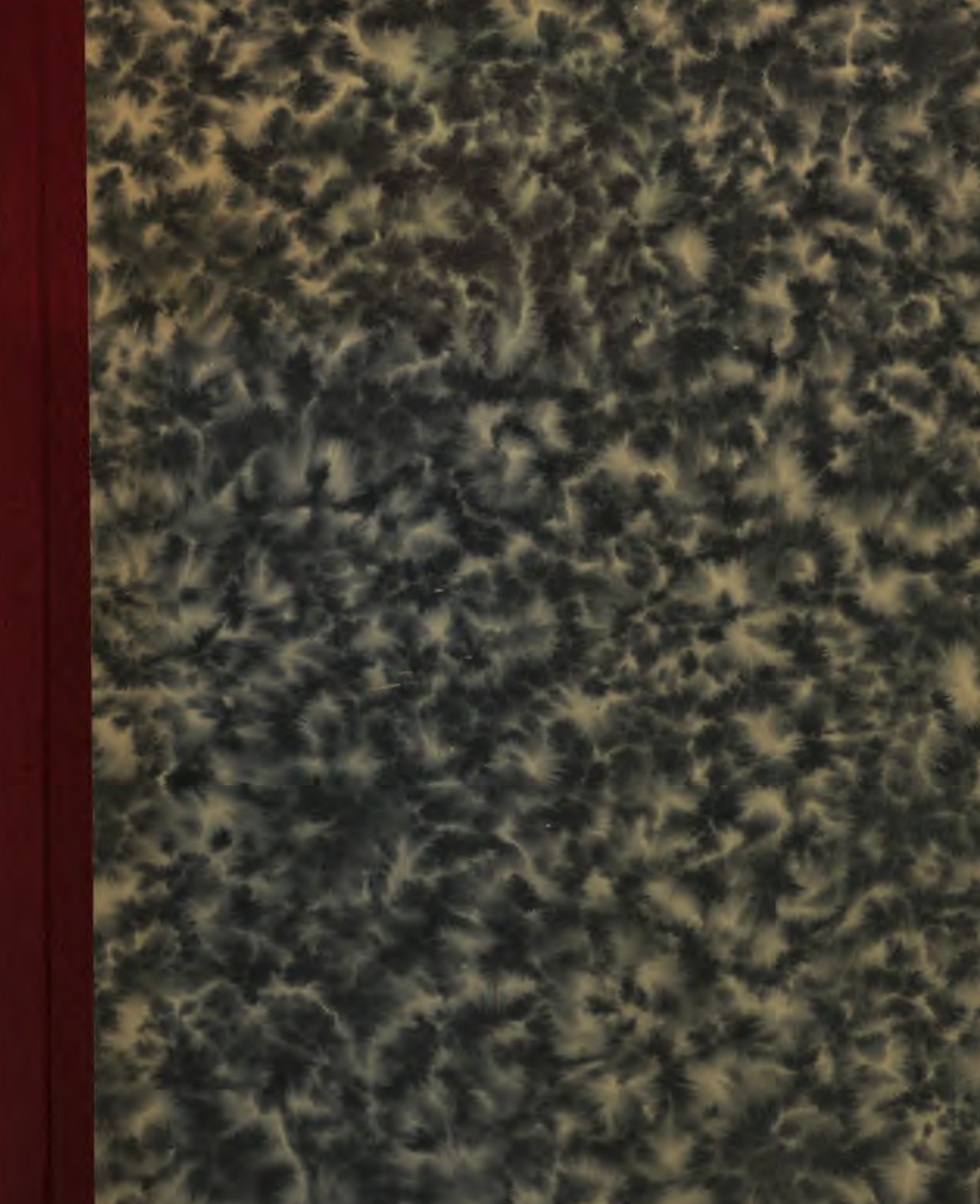
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



Vet. Ger. III B. 674



~~HK 34 A.1~~



6
132

Zu der
öffentlichen Prüfung

der Schüler der Realschule

Freitag, den 12., und Sonnabend, den 13. März 1869,

Morgens von 9 Uhr an,

und

zu der

Entlassung

der aus der Obersecunda Abgehenden

Montag, den 15. März 1869, Nachmittags 2½ Uhr,

ladet

im Namen sämtlicher Lehrer

ergebenst ein

Dr. Carl Bertheau,

Director der Realschule des Johanneums.

INHALT:

- 1) Ueber die epische Neudichtung der Nibelungensage in Wilhelm Jordan's „Nibelunge“, von Herrn Dr. Georg Reinhard Röpe.
- 2) Schulnachrichten vom Director.

Hamburg 1869.

Gedruckt bei Th. G. Meissner, Eines Hohen Senats wie auch des Gymnasiums und Johanneums
Buchdrucker.

— 10 —



Ueber
die epische Neudichtung der Nibelungensage

in

Wilhelm Jordan's „Nibelunge.“

Von

Dr. Georg Reinhard Röpe,

Ordentl. Lehrer an der Realschule.

„Die Nibelungensage ist eine epische Brunhild, die noch ihres Sigfrid harret. Der unbekanntere Concipient unseres Nibelungenliedes aus dem dreizehnten Jahrhundert ist dieser Sigfrid sicherlich nicht gewesen. . . . Wir wünschen daher eine Neudichtung der Nibelungensage von einem modernen Dichter für uns Moderne; ein Epos, in welchem der ganze Inhalt und Zusammenhang der alten Heldensage nach ihrem ethischen, religiösen und patriotischen Gehalt zur poetischen Verklärung gelange. Freilich, wem dies gelingen sollte, der müsste zunächst ein ganzer Dichter sein, aber nicht bloß ein Dichter. Ihm müsste zwar vor Allem „das reine Gemüth gegeben sein, darin die Welt sich, die ewige, spiegelt,“ und dazu „die Zunge, die sich ergoss und leicht und fein in Worte floss,“ denn ohne beides ist eine dichterische Gestaltung nicht möglich. Wer uns aber ein neues Nibelungenlied dichten wollte, müsste auch noch dazu ein Forscher sein, dem die ganze Sage in ihrer Entwicklung aus den ersten Keimen arischer und nordischer Natursymbolik zur Göttermythe der alten Germanen, von da zum Heldenliede des Mittelalters, und weiter zur Bänkelsängergeschichte des funfzehnten Jahrhunderts klar vor Augen läge; er müsste ein Philosoph sein, um alle Räthsel der sittlichen Weltordnung und alle Geheimnisse des menschlichen Herzens, die darin verborgen liegen, zu erfassen; er müsste ein Deutscher sein, in dessen Gemüth alle Gedanken seines Stoffes von deutscher Treue, Minne, Kraft und Sitte einen lauten Wiederhall fänden; und endlich er müsste ein Christ sein, um das scheinbar verworrene Bild menschlicher Schuld, menschlicher Leidenschaften und Schicksale, welches er vor uns aufzurollen hätte, in das rechte Licht des Evangeliums Christi zu stellen, und es mit dem versöhnenden Strahle göttlicher Wahrheit beleuchten zu können.“

Dieser Wunsch, mit welchem ich vor vier Jahren das Oster-Programm unserer Realschule eröffnete, in dem ich die dramatische Behandlung der Nibelungensage in Geibel's und Hebbel's Tragödien darzustellen versuchte, ist mir weit über Hoffen und Verstehen erfüllt worden. Denn ich will es nicht leugnen, ich hatte doch dabei nur etwa eine Dichtung im Auge, wie sie in Wilhelm Wegener's „Sigfrid und Chriemhilde“ vor zwei Jahren erschienen ist. Allerdings giebt Wegener eine Neugestaltung des alten Nibelungenliedes, in der er dessen Längen ausmerzt, dessen Auslassungen nach den alten Sagen ausfüllt, alles besser motivirt, die Charaktere schärfer und lebendiger ausmalt, den Vers melodischer und die Sprache harmonischer handhabt, und somit das ganze alte Bild in klareren Conturen, helleren Farben und sinnvollerer Zusammenstellung zu weit besserer Geltung bringt, als dies im alten Epos geschehen ist. Die alte Nibelungenstrophe hat er beibehalten; anderes war auch mir nicht in den Sinn gekommen. Gewiss, auch Wegener's Arbeit ist nicht ohne Verdienst, aber als ich sie nun in Händen hatte, befriedigte sie mich doch nicht, und ich musste mir gestehen, dass damit noch nicht erreicht sei, was die alte Sage der Gegenwart so nahe brächte, dass ihr voller Werth erkannt würde. Da trat Jordan mit seinen „Nibelungen“ hervor; ich hörte den ergreifenden Vortrag des Rhapsoden; anfangs freilich nur einige Bruchstücke, aber auch diese machten auf mich, wie auf alle Anwesenden einen fast überwältigenden Eindruck; der alte wohlbekanntere Stoff trat in durchaus neuer und ergreifender Gestalt vor die Seele. Mir war zu Muth, wie etwa einem Kunstkenner, der durch Reinigung und Retouchirung eines alten Bildes plötzlich gewahr wird, dass er in demselben ein unschätzbarees Gemälde Raphael's besitzt. Natürlich erwartete ich sehnlichst die Vollendung des ganzen

Gedichtes, und nachdem nun dasselbe, wenigstens in seiner ersten Hälfte, vollständig erschienen ist, habe ich, so weit irgend meine Berufsgeschäfte und gewohnte Studien es zulassen, mich in den Genuss dieser Dichtung versenkt. Freilich fand ich fast alles ganz anders, als ich es mir vorher vorgestellt hatte. Es ist auch mir dabei ergangen, wie es in der Regel den Propheten ergeht, die ihre Wünsche als Weissagungen aussprechen. Sind nur beide wirklich gerecht und in der Sache begründet, so werden sie durch die Erfüllung meistens weit übertroffen; nur muss man sich nicht dadurch selbst um die reinsten Freuden bringen, dass man hernach noch eigenwillig an seinen alten Vorstellungen fest hält, und das Bessere verschmäht, weil es anders ist, als wir gedacht hatten. Das gilt von den Entfaltungen unserer Ideen in Poesie und Kunst nicht minder, als von den Führungen Gottes in unserem Leben. — Eine Neugestaltung der alten Nibelungensage von einem modernen Dichter für uns Moderne hatte ich gewünscht, in der festen Ueberzeugung, dass dieser Stoff die reichsten Beziehungen auf unser heutiges Volks- und Gemüthsleben, auf unser modernes Denken und Streben darbiere, wie kaum ein anderer. In der Allgemeinheit nämlich, wie Gottschall, dem sonst in litterarischen Dingen sicher eine der ersten Stimmen zugestanden werden muss, den modernen Poeten vorreformatorische Stoffe abräth, ja fast untersagt, kann man ihm unmöglich beistimmen. Allerdings sind ganz fernliegende und unbekanntere Stoffe meist auch zunächst uninteressant, denn man interessirt sich nicht leicht für Dinge und Personen, von denen man nichts weiss. Das kann aber bei modernen eben so leicht der Fall sein, wie bei antiken. Ich sage zunächst, denn unbedingt bleibt doch jedem Dichter die Aufgabe, gleich anfangs im Beginn seines Werks den Leser für seinen Stoff zu interessiren, um sich dadurch in Stand zu setzen, ihn durch denselben zu fesseln. Das hängt denn freilich davon ab, ob er es versteht, ihn dergestalt zu behandeln, dass er dadurch, wie Schiller sagt, den Besten seiner Zeit genug thue. Damit hat es der geniale Hebbel versehen, dass er in seinen Stücken fast immer ganz abstruse und singuläre Probleme behandelte, für die sich Niemand so leicht interessiren konnte; obgleich er die Stoffe meist der modernen Zeit entnahm. Mit seinen Nibelungen dagegen hat er den Preis errungen. In der *Messiade* behandelte Klopstock den zu seiner Zeit allermodernsten Stoff; daher der grosse Eindruck, den das Werk machte. Als Herder vierzig Jahre später eine Schrift: „Der Erlöser,“ geschrieben hatte, riefen ihm die damaligen Gebildeten entgegen: *quel pauvre sujet*. So sehr war in vierzig Jahren die Bekanntschaft mit dem Christenthum und das Interesse an dem Inhalt desselben zurückgetreten. Hätte Klopstock, durch die 1757 erschienene erste Ausgabe des Nibelungenliedes angeregt, schon damals versucht, was Jordan 1866 unternommen, ihn träre mit Recht Gottschall's Vorwurf; aber seitdem nun funfzig Jahre hindurch die alte Nibelungensage in allen Gelehrtenschulen im Urtext erklärt, in allen Real- und Mädchenschulen erzählt und in Uebersetzungen gelesen wird, nachdem sie die ganze moderne Poesie durchdrungen und sich sogar der Bühne bemächtigt hat, giebt es doch trotz seiner Abstammung aus dem höchsten Alterthum unseres Volkes keinen bekannteren — also zunächst auch interessanteren Stoff, als diese Sage, und nur darum hatte sie bisher noch nicht ihre ganze Bedeutung für unser poetisches, religiöses, sittliches und patriotisches Bewusstsein gewinnen können, weil sie noch nicht von einem modernen Dichter für uns Moderne bearbeitet worden war. Bisher musste noch jeder Leser der alten Nibelunge Noth die Beziehung der Sage auf seine Zeit und ihre Richtungen, auf seine Person und ihre Lebensverhältnisse erst selbst zu finden suchen, und das ist nicht Jedermanns Ding. Es besser zu leisten, als es der Laie vermag, war eben die Aufgabe einer modernen Neudichtung. Luther's „Ein' feste Burg ist unser Gott“ ist nichts, als der 62ste Psalm. Aber er hat ihn nicht blos aus dem Hebräischen in's Deutsche, sondern, kraft seiner poetischen Begabung, auch aus dem Israelitischen in's Christliche, in's Protestantische des sechzehnten Jahrhunderts übertragen, und wenn wir ihn heutzutage singen, so vollziehen wir auf den Flügeln seiner Melodie und

Poesie bei dem Gedanken an die modernen Jesuiten die fernere Uebertragung dieses alten Psalms in die Siegesstimmung unseres heutigen evangelischen Glaubenslebens. — Die beste Widerlegung der übertriebenen Consequenzen aus Gottschall's Ansichten ist gegeben im Goethe'schen Faust. Die Anfänge der Faustsage finden sich schon im frühesten Mittelalter. Die Idee eines Bündnisses mit dem Teufel ist so alt, wie das Christenthum, und noch älter; es ist damit gemeint der sündliche Versuch, durch den Zauber widergöttlicher Mächte und Thaten zu erlangen, was auf dem Wege göttlicher Rechte und Gebote versagt geblieben. Dass solch ein Versuch misslingen muss und Verderben bringt, liegt auf der Hand. Die Form aber, in welcher diese Idee im alten Volksbuche verkörpert ist, das Zauberwirken eines persönlichen Teufels in der Gestalt, welche ihm wahrlich nicht die Bibel, sondern die Phantasie des Mittelalters verliehen, lag doch dem religiösen Glauben und „aufgeklärten“ Denken der Gebildeten in Goethe's Zeit so fern wie nur möglich. Weil aber alle Welt damals diese Faustsage kannte, trug Goethe kein Bedenken, sie als Moderner für Moderne neu zu dichten, die alte Form grossentheils beizubehalten, seine eigenen Lebensanschauungen hineinzulegen und ihre Beziehung auf die Zeitgenossen darin auszusprechen. Und im Grunde hat er doch damit nur den alten echtchristlichen Grundgedanken, der ihr innerster Kern ist, zu neuer Geltung gebracht. Dagegen hat Immermann's Merlin, der mir, seit ich ihn kenne, fast zunächst dem Faust gestanden, vornehmlich darum nicht recht zur Anerkennung kommen können, weil zur Zeit seines Erscheinens auch den Gebildeten die Sage noch zu unbekannt war; und in sofern ist dies höchst bedeutende Gedicht ein Beleg für Gottschall's Ansicht; dasselbe gilt von Jordan's Demiurgos, einer grossartigen Dichtung, modern auch im innersten Kern ihres Wesens, dem Stoffe nach der Gegenwart entnommen und auf die Gegenwart bezogen, und doch von einer feindseligen Kritik lange Zeit fast todtgeschwiegen, was sicher nicht gelungen wäre, hätte nicht der Dichter sein Werk auf eine tiefsinnige, aber fernliegende Idee der alten Gnose basirt, gerade wie Immermann das seine. Das Publikum hat's nicht verstanden, die Leute sind in allen christlichen Dingen meist nur allzu unwissend; die Kritiker gewöhnlichen Schlages verstanden's ebenso wenig — und die dergleichen verstehen, können sich doch nur selten zur Anerkennung höherer Lebensanschauungen erheben, die dem gewöhnlichen Zuge der Zeit widersprechen. Dies Schicksal kann nun das neue Epos Jordan's nicht mehr haben. Der Dichter hat es gewagt, sein Werk persönlich vorzutragen. Ueberall, wohin der neue Rhapsode gekommen, haben ihm die Hörer freudig Anerkennung gezollt. Allerdings hat ihn auch durch imposante Persönlichkeit und ein wunderschön schönes Organ die Natur vor Tausenden bevorzugt. Aber doch hängt der mächtige Eindruck seiner Dichtung davon nicht einmal vornehmlich ab. Auch viel weniger begabte Vorleser haben durch sein Lied die Freude gehabt, reiche Freude zu bereiten, wie sie jede wahre Dichtung erregt, wo es ihr gelingt, dem Ohre und dem Verständniss sinniger Hörer nahe zu kommen. Nichtsdestoweniger erwartet die Freunde deutscher Poesie, hätten sie auch schon das ganze Gedicht aus dem Munde des Dichters in vollendeter Kunst seines Vortrags vernommen, nun, da wenigstens die Sigfridsage gedruckt vorliegt, noch ein weit reicherer Genuss, wenn sie das Ganze wie das Einzelne einer eingehenden Lectüre unterwerfen. Und diese muss wiederholt werden; da ergeben sich immer neue Schönheiten; denn wir haben es hier offenbar nicht mit einem flüchtigen Product poetischer Begabung, sondern mit einem auch bis in's Einzelne reiflichst durchdachten Werke zu thun, das auf den allersorgfältigsten Studien beruht; das aus Geist, Herz und Gemüth eines deutschen Mannes hervorgegangen, der, wie Wenige, die reichsten Lebenserfahrungen gewonnen, die tiefsten Probleme der Religion, der Philosophie, des Völker- und Menschenlebens zum Gegenstande ernsten Nachdenkens gemacht hat, und der, das sieht man auf jedem Blatte seines Werkes, ein tiefinnerliches Leben geführt haben muss. Da gilt es, auf das Einzelne sinnvoll merken, und es möchte Manchem nicht unlieb sein, hier einige Winke und

Hinweisungen zu erhalten, die zu leichterem Verständniss und Genuss der Dichtung dienen mögen. Man erwarte aber keine aesthetische Kritik; dazu gehörte eine grössere Befähigung, als ich mir zu besitzen bewusst bin. Ich denke zunächst an meine Schüler und Schülerinnen, frühere und gegenwärtige, und etwa an deren Eltern und Geschwister, wenn ihnen diese Blätter in die Hände fallen sollten. Zuerst will ich die ganze Sage, wie unser Rhapsode sie aufgefasst hat, im Zusammenhang erzählen, und dann auf die kunstmässige Disposition dieses Stoffes durch die 24 Gesänge des Epos aufmerksam machen. Daran soll sich eine Vergleichung des neuen Gedichtes mit dem alten Nibelungenliede schliessen; zuletzt werde ich suchen nachzuweisen, welch ein grosses Verdienst sich der Dichter durch Erneuerung der altgermanischen Form des Verses und des Stabreims um das moderne Epos, ja um die ganze neuere deutsche Poesie erworben hat. Es wird sich dabei überall Gelegenheit finden, auf den reichen sittlichen und religiösen Gehalt dieser grossartigen Dichtung hinzuweisen. Ich hoffe meine Leser für meine Ueberzeugung zu gewinnen, dass uns hier ein für die gesammte moderne Dichtung des deutschen Volkes epochemachendes Werk vorliegt, an dem noch die späten Enkel sich freuen werden.

I. Die Sage.

Wer den Dichter will verstehen,
Muss in Dichters Lande gehen. Goethe.

Es war zur Zeit, als noch die alten mit den germanischen Völkern aus Asien eingewanderten Asengötter unserer Urväter Herzen und Geschicke beherrschten. Da wohnte Odu oder Wodan in Asaheim oder Asgard, dem herrlichen Gartengehege, in seiner Hofburg Walhall, oben über der heitersten Höhe des Brockens, wo jetzt „nichts als Bläue die blöden Blicke der Menschen bemerken.“ Er heisst auch Allvater, obgleich er im Grunde nur für jene Zeiten des wahren Allvaters Repräsentant war. Mit ihm, aber ihm unterthan, wohnten und herrschten dort die übrigen Gottheiten: Freia, Odin's Gemahlin, die Göttin der Liebe; ihr Bruder Fró, der Spender des Lichts und Lenker der Sonne; Donar, auch Thor genannt, der Donnerkeilschleuderer und der Geber des Reichthums, der Gott der Garben mit dem rothen Barte; ausserdem noch viele andere Götter und Göttinnen, welche allesamt jederzeit mannigfach mit den Menschen verkehren, ihre Schicksale lenken, ihre Bestrebungen hemmen oder fördern, — aber „nur durch die Mittel in ihrem Gemüthe.“ Mit ihnen durfte auch in Walhall verkehren, obwohl er am liebsten auf den kalten Gletschern und glühenden Vulkanen Islands haust, Loki oder Volant, der König des Dunkels, der Feind der Menschen; denn die Nacht ist keines Menschen Freund. Er macht sich stets eine Freude daraus, ihnen zu widerstreben und ihnen zu bereiten, was sie Böses nennen. Odin aber hält ihn doch als seinen Bruder und hat sogar einmal — „ein hohes Geheimniss, das erst ganz enthüllt wird, wenn die Dinge verderben in der letzten Dämmerung“ — einen Bund mit ihm geschlossen; er erkennt offenbar in ihm einen Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft; bleibt Loki doch schliesslich noch immer der Herrschaft Odin's unterworfen. Ganz so unbedingt gilt dies nicht von den Nornen, den Schicksalsschwestern; sie heissen Urd, Verdandi und Skuld, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; zwar pflegen sie meistens der Götter Befehle zu vollziehen, mitunter aber behaupten sie auch ihre eigenen Wege, und mit Recht, denn es schadet doch der Herrlichkeit der Götter nicht, dass sie den ewigen Gesetzen der Weltordnung sich unterwerfen, welche so offenbar sind in ihrem Wesen, wie geheimnissvoll in ihren Erweisungen. — Anders aber verhielt es sich mit den Walküren oder Wunschwädchen. Sie waren von Odin erwählte Töchter von Göttern oder Menschen; wenn er einen tapferen Helden, der in den Kämpfen der Schlachten oder des Lebens siegreich bestanden, zum Einberier erwählt hatte, dass er fortan bei ihm in Walhall wohne, so sendete er eine Walküre,

dass sie ihn durch einen Kuss zum rühmlichen Heldentode weihe. Andere Todte gehen hinab in das dunkle Helreich, wo Hela oder Hellia thront, die Göttin des Todes; dort ist ihr Schicksal dunkel und trübe, gleich dem der homerischen Helden im Hades, von dem Achilleus' Schatten wehklagt:

Lieber ja wollt' ich das Land als Lohnarbeiter bestellen
Bei dem bedürftigen Mann, der selbst nur wenig Besitz hat,
Als hier sämtliches Volk der geschwundenen Todten beherrschen.

Es war daher ein grosses Unrecht, wenn etwa aus Liebe, um ihn selbst zu besitzen, eine Walküre solchem Helden den Todeskuss versagte. Dann verlor sie zur Strafe ihr jungfräuliches Ehrenamt bei Odin und musste in irdischer Ehe einem Manne unterworfen sein; und das mit Recht, denn einem Gut, welches er wider Willen der Götter sich anmaasst, ist der Mensch zur Knechtschaft verfallen. Wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht. — Dieses Unrecht hatte einst die Walküre Sigrun begangen; sie liebte Helgi, den Hundingtödter; „sie sollte seine Seele mit tödtlichem Kuss vom Körper lösen, aber „sie liess ihn an der Sonne, sie half ihm zum Siege, sie nahte ihm als Maid und gewann seine Minne.“ Bald darauf aber ward ihr Gatte meuchlings ermordet von ihrem Bruder, dem tückischen Dagi. Nun musste Helgi's Seele in's dunkle Todtenreich; aber Sigrun besänftigte die Nornen, die ihm den Zugang zu Walhall gestatteten, unter der grausen Bedingung, dass sie noch eine Nacht in ehelicher Gemeinschaft bei dem Todten in der Grabeskammer schlief. Die Tochter dieser unerhörten Vereinigung des Lebens mit dem Tode in selbstloser Liebe ist Brunbild, die Heldin unseres Epos.

Ewig aber, das wussten sie auch selber, sollten diese Götter nicht herrschen. Auch sie sind nicht fehlos, auch sie sind nicht unsündig geblieben. Es ist das freilich eine dunkle Geschichte, aber das Gold spielt dabei, wie noch immer in der Welt, seine verderbliche Rolle. Um schnödes Gold entstand Streit unter den Göttern; es kam sogar der Mord in die Götterwelt, denn aus Neid und Goldgier versagten die Aen einem Riesen, der ihnen als Baumeister eine Burg erbauen sollte, den bedungenen Lohn; sie achteten ihrer Eide nicht und gaben zu, dass Thor ihn mit seinem Hammer erschlug. (Simrock, deutsche Mythologie, 2te Aufl., S. 52—57.) Genug, einst wenn sittliches und physisches Verderben in der Welt den Höhepunkt werden erreicht haben, wird die Götterdämmerung anbrechen, ein Weltbrand wird folgen, vom Surtur angefacht, dem Glutwind des Südens; dann werden die Götter und ihre Herrschaft vergehen, aber Odin wird als Widar, als der wahre Allvater wieder erstehen, der wird dann einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen, wo Gerechtigkeit wohnt.

Eine liebliche Gottheit, Balder, der Gott des Frühlings und der Blütenpracht in der Natur, ist schon gestorben, beweint von allen Göttern als Inbegriff alles Reinen und Schönen. Dem blinden Gott Höder war vom boshaften Volant die Hand gelenkt, ihn mit einem Mistelzweige zu fällen. Ihn aus dem Reiche Hela's zurückzuerkaufen, hatten die Götter vergebens versucht. Aber Nanna, Balder's Gattin, das Urbild heiliger Gattenliebe und Treue, war in den Flammen seines Scheiterhaufens ihm nachgefolgt in's Todtenreich. Denn ist erat das Schöne erstorben, so sinkt auch das Gute, die Liebe und die Treue, ihm nach in den Tod. Nanna gilt auch mitunter als Gattin des Bragi, des Gottes der Dichtkunst, und mit Recht:

Weltgeheimnis ist die Schönheit, die uns lockt in Bild und Wort,
Wollt ihr sie dem Leben rauben, zieht mit ihr die Liebe fort.
Was noch athmet, zuckt und schaudert, alles sinkt in Nacht und Graus,
Und des Himmels Lampen löschen mit dem letzten Dichter aus. (Platen.)

Auch die Natur, welche heutzutage, wie unsre Weisen sagen, seelenlos dem Gesetz der Schwere knechtisch dient, war damals noch überall durchgeistet von lebendigen Gottheiten. In den Meeren und Flüssen wohnten Meerweiber und Nixen, in den Höhlen und Tiefen der Berge wirthschafteten die

zwerghaften Elben oder Alfen, unter der Erde die Dysen des Dunkels, stets geschäftig, Metalle und Edelsteine zu schürfen, Schätze zu sammeln und zu hüten, oder Pflanzen und Gewächse von unten her zu nähren und zu treiben; diese standen insgesamt im Dienste der mächtigen Götter. Dagegen wohnten im kalten Nordosten die gewaltigen Jöten, ein Riesenvolk von grauser Wildheit, die oft kaum noch als Menschen gelten mochten. Zwischen den überirdischen und den unterirdischen Mächten bewohnten nun die Menschen den Garten der Mitte, die runde Erdscheibe, rings umschlungen von der Mitgardschlange, dem Oceanus, welchem alle Gewässer auf Erden entrieseln oder entströmen. Auch fehlte es damals nicht an Drachen und Lindwürmern, die nicht selten verzauberte Menschen waren, und in öden Haiden oder Bergesklüften auf verderblichen Schätzen hütend lagen, wie heutzutage manch neidischer Geizhals auf seiner Geldkiste, bis auch an ihm kund wird: „den Neid der Nornen erweckt, wer nutzlos zu blosser Schaulust mit Schätzen schaltet.“ Das ist vollends offenbar geworden an dem unseligen Nibelungenhort.

Dieser Hort oder Schatz stammt ursprünglich „von dem giftigen Nibel, dem Neidwurm der Nachtwelt, der ewig wühlt an den Wurzeln des Welthaums.“ Dieser Nibel ist wohl eins mit der unterweltlich schatzhütenden Schlange Nidhögr (Simrock, d. Myth. S. 371) und uns Christen längst bekannt als der alte Drache, der aus Neid durch die Lüge schon im Paradiese das Herz der Ureltern mit Augenlust, Fleischeslust und Hoffart erfüllt hat. — König Schilbung in dem oberen Rheinthale hatte aus den reichen Adern edler Erze in den Tiefen der Berge von seinen Unterthanen mit schnöder Tyrannei durch harte Frohndiuste unermessliche Schätze herauffördern lassen, war aber darum von seinem neidischen Bruder, dem ländersüchtigen Aldrian, heftig bekämpft worden; lange Zeit vergebens. Endlich erhielt er von einer riesigen Schlange, Gunthwurm, einen Zauberring, Nibelnaut, „ein blinkendes Schlänglein, den Schweif im Schlunde, die Augen gebildet von edlen Rubinen.“ Dafür muss Aldrian aber den Namen Niblung annehmen, das heisst nun offenbar nichts anderes als: Kind der Finsterniss und des Verderbens. Ueberdies soll er dem alsbald zu einem stattlichen Manne entzauberten Wurm seine Tochter Götling zur Gattin geben. Diese willigt gern ein, wenngleich mit innerem Schauer. „Denn vor wem sich die Weiber, indem sie bewundern, im Stillen fürchten, der fesselt sie stärker, als irgend ein Mann von milder Gemüthsart.“ Die gerechte Strafe bricht alsbald herein. Niblung, kraft seines Zauberringes, überwindet zwar und tödtet seinen Bruder Schilbung, doch fallend schlägt ihm noch dieser die Hand mit dem Zauberringe ab, so dass sich der Name Niblung gleich an ihm bewährt. Seine Söhne und Töchter haben von dem reichen Schwager freilich prächtige Kleinodien erhalten, aber mit dem Verbote zu tauschen; es solle jeder mit seiner Gabe zufrieden sein. Die Neidischen tauschen doch, ihre Kleinodien stammen ja vom Neidwurm der Nachtwelt, und gerathen darüber in bittersten Streit; da bricht der Rhein aus seinen Ufern und begräbt das ganze Thal, wo Schilbung und Niblung geherrscht haben, mit schlammigen Wogen in einen grossen See, der jetzt Bodensee heisst. Niblung's Töchter werden in Nixen der Tiefe, seine Söhne in gefräßige Hechte und Wälse verwandelt. „Verstandlose Dirnen,“ ruft ihnen Gunthwurm zu,

Bethörte Buben, verbot ich den Tausch nicht?
So seid nun verdammt in der dämmrigen Feuchte
Verflucht zu fahren mit Flossen statt Füssen,

Bis die späteste Zeit euch die Zauberspangen,
Die rechten Ringe von Rheingold zurückgiebt.
So will es das Schicksal!

Ein Theil des verderblichen Schatzes wird aber hernach wieder an's Licht gefördert. Ein Wichtelmännchen, der Zwerg Antwari, hatte, von Goldgier getrieben, aus dem Rhein wie aus den Adern der Tiefe durch List und Gewalt grosse Mengen der versenkten Schätze und dazu den Zauberring Niblung's zusammengebracht, war aber zur Strafe verzaubert worden, von je sieben Wochen sechs als goldschuppiger Fisch im Wasser des Rheines zuzubringen. Nun durchzogen einst Odin und Loki

das Land, wie sie zuweilen thun, in menschlicher Natur, zu besuchen die Häuser der Menschen, die Frommen zu belohnen, die Frevler zu bestrafen. Am Rande des Rheins tödtet Volant durch einen Steinwurf eine Otter, die sich einen Lachs gefangen hat. Mit der abgezogenen Haut dieser Otter und dem Lachs kehren sie ein bei einem gewalthätigen Räuber Namens Reidmar. Dieser erklärt, jene Otter sei sein verzauberter Sohn Othar gewesen, und verlangt zum Wärgeld so viel Gold, dass damit der Balg der Otter innerlich ausgestopft, äusserlich bedeckt werden könne. (Die Hülle und die Fülle.) Die Götter, um den Golddurst durch Gewährung zu strafen, sagen es zu. Loki geht an den Rhein, während Odin als Geissel zurückbleibt. Er fängt den verzauberten Lachs, den Antwari, mit einer Angel und zwingt ihn, für seine Wiederherstellung in menschliche Gestalt alle seine Schätze herauszugeben. Schlau sucht der Zwerg wenigstens seinen Zauberring zu retten, der nun Antwanaut heisst, denn mit dessen Hülfe kann er Alles wiedergewinnen; aber da Loki auch diesen fordert, spricht er voll Ingrimme den entsetzlichen Fluch aus:

Nun vererbe sich ewig auf jeden Eigner
Des rothen Ringes, den du mir entrissen,
Die vernichtende Neigung des Neidwurms der Nachtwelt.
Wer oben an der Sonne jemals in Besitz kommt
Des Antwanaut, der werde zum Niblung!
Der trage, betrogen von Träumen des Glückes,

Bis zur Neige des Lebens den Neid der Nornen.
So wirke nun Weh, du verderbliches Wunschgold!
Wenn die Klagen erklingen bis in meine Klüfte
Um die Leichen Geliebter, dann will ich lachen,
Will jubeln und jauchzen, wenn Tausende jammern,
Und Enkel noch schluchzen um erschlag'ne Geschlechter.

So wissen wir denn, was ein Niblung heisst und weshalb unser Epos „Die Nibelunge“ benannt ist; es ist der Mensch, der durch eigene Schuld, weil er sein Herz an den Besitz des verderblichen Mammons gehängt hat, darin nicht nur die gehoffte Befriedigung nicht findet, sondern von Sünde zu Sünde weiter getrieben dem Neide der Nornen, d. h. dem gerechten Verderben anheimfällt. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon! — Antwari's Fluch erfüllt sich nun zuerst an Reidmar und seinen beiden Söhnen. So wie die Götter des Räubers Hütte verlassen, erschlagen erst die Brüder den Vater um des Schatzes willen, dann gerathen diese um die Theilung in Streit; Regin wird von Fafner mit Gewalt um seinen Antheil betrogen und ausgetrieben. Fafner selbst aber flieht aus Furcht vor der Rache des Bruders mit seinem Schatze nach einer Höhle auf Gnitahaide, in der Nähe des Rheines, wo er, durch Loki's Macht in einen scheusslichen Drachen verwandelt, in elender Selbstqual des Goldes hütet, bis er später durch Sigfrid's Schwert der gerechten Strafe ruchloser Goldgier verfällt. Dieser gelangt dadurch in den Besitz des unseligen Schatzes und Ringes, und wird nun selber ein Niblung. Wie das geschehen, wie ein edler Mensch, wie der bis dahin in seiner Armuth so reine, so hochherzige, so glückliche Heldenjüngling durch den Besitz des Goldes in Schuld und Verderben geräth, und so viele Andre in gleiches Verderben hineinzieht, das ist der Inhalt der wundersamen Nibelungensage, in welcher der Geist des germanischen Volkes sein eigenes reiches, reines Gemüth, sein starkes Wesen, seinen frommen Sinn, seine ganze religiös-sittliche Lebensanschauung poetisch verklärt hat. Die Nibelungensage ist einem köstlichen Diamant vergleichbar, der seinen unverlierbaren Werth in sich hat; aber freilich, erst wenn der Finder es verstanden, ihn recht zu schleifen und kunstreich zu fassen, dann strahlt er demjenigen, welcher ihn in's helle Licht der Sonne hält, in dem vollen Glanz aller Regenbogenfarben schöner Dichtung. Dank also dem genialen Rhapsoden, der diesen reinen Diamant neu hervorgegraben aus dem Schutt alter verworrener Legenden, der ihn befreit von allem Staub der Jahrhunderte, ihm den vollen Spiegelglanz vollendeten Schliffes ertheilt und ihn neu gefasst hat in den echten Goldrahmen poetischer Darstellung. So gefasst bietet er ihn uns dar in der silbernen Schale der wundergewaltigen uralten Weise deutscher Wortfügung; „der Weise voll Kraft und Wohl laut, die Mutter Natur germanischem Munde eingebildet und angeboren.“ — Dieses

köstliche Kleinod nun selbst in das strahlende Sonnenlicht evangelischer Wahrheit zu halten, liegt jedem Leser und Hörer ob. Thut er das, so wird er Wunder sehen, aber freilich nur, wenn dieser Wahrheit Strahl als Reflex aus dem eigenen Herzen kommt. Ein solcher Versuch ist der eigentliche Zweck dieser Blätter.

Sigfrid stammt aus dem Geschlechte der Wölsungen. Die Sage vom König Wolse oder Wölsung ist zwar in altdeutschen Liedern, so viel uns davon übrig geblieben, völlig erloschen, aber ausführliche Darstellungen derselben sind uns aufbehalten in isländischen, norwegischen und schwedischen Büchern; und dass die Sagen grossentheils aus Deutschland stammen, bewähren diese Bücher durch ihren Inhalt hinlänglich, wie sie es denn auch zugleich ausdrücklich bezeugen. *) König Wolse war der Enkel des Sigi, eines Sohnes Odins, und herrschte auf der meerumrandeten felsigen Insel der Nordsee, unfern von der Küste, wo Weser und Elbe ihr Wasser vereinen. Jetzt heisst sie Helgoland und ist nur noch ein geringes Bruchstück rothen Gesteins, damals aber maass sie noch Meilen vom Meer bis zur Mitte. Im Geschlechte der Wölsungen war es nun eine altherkömmliche Sitte, dass die Könige bei der Wahl ihrer Gattinnen und der Gatten ihrer Töchter vor allem auf die leibliche und geistige Gesundheit, auf die Heldenkraft der Erwählten sahen, damit der Wölsungenstamm durch solche Zuchtwahl endlich „an kräftiger Schönheit und stolzer Stärke bis zum Maasse der Götter gesteigert werde.“ König Wolse hatte sich einen weiten Saal erbaut, rings um den Stamm einer uralten Eiche mit zahlreichen Aesten. Der Stamm war die Säule, die Aeste darüber dienten als Dachstuhl, oben aber wölbte sich die Krone als grünes Schirmdach. Nun hatte Wolse seine Tochter Signi dem Könige Sigar von Gothland verlobt und gab unter dem „Kinderbaum“ ein Gastmahl. Da erschien Odin, in Gestalt eines alten Mannes im grauen Mantel, sein eines blindes Auge verhüllt durch den Schirm eines breiten Hutrandes, denn Odin hat nur ein Auge, wie der blaue Himmel, an dem nur eine Sonne scheint. Er tritt hinzu, stösst ein grosses breites Schwert mit gewaltiger Faust bis an's Heft in den Stamm des Baumes und spricht: „Hundert Siege verheiss' ich dem Helden, der ohne Hilfe mit nackter Hand dies Nägelchen auszieht.“

Weislich verzichtet der greise Wolse auf den Versuch; den anwesenden Söhnen sämmtlich misslingt derselbe, aber auch dem Sigar, der darüber von seiner Braut, die ihn hasst, gewaltig verhöhnt wird. Sie ist kühn genug, selbst den Griff des Odinschwertes zu erfassen, um es auszuziehen, muss aber freilich unter dem Hohn des künftigen Gatten erfahren, dass Jungfrauenstärke selbst bei einer Wölsungentochter dazu nicht ausreicht. Da erscheint Sigmund, der jüngste Sohn des Königs, ein Jüngling von siebenzehn Jahren, der seine Schwester eben so zärtlich liebt, wie er den Bewerber grimmig hasst, den er ihrer nicht würdig hält. Er reisst das Schwert heraus, zum bitterm Verdruss des höhnnenden Schwähers; Signi aber umarmt glühend mit mehr als Schwesterliebe den Bruder und weissagt ihm „von der steigenden Urkraft der Ururenkel, die fortwährend wachsen solle im Wölsungenstamm, bis einst ein anderer Sigmund in seinem Sohne den stärksten erzeuge von den sterblichen Menschen.“ Es ist eine wilde Mär von furchtbarer Erhabenheit und grauenvoller Schönheit, wie hernach Signi die Knaben, die sie ihrem gehassten und verachteten Gatten geboren, wegen ihrer Weichlichkeit und Feigheit selbst dem Verderben weihet, und endlich, um der allerheiligsten Aufgabe ihres Geschlechts zu genügen, aus dem eigenen Stamm das höchste Muster

*) Sorgfältige und ausführliche Darstellung dieser Sagen, aus den nordischen Quellen geschöpft, nebst einer genauen Vergleichung der verschiedenen Modificationen derselben in den verschiedenen Berichten findet man in Rasmann: „Die deutsche Heldensage;“ Bd. I: Die Wölsungen und Niflungen in der Edda und Wölsungasaga; Bd. II: Die Sagen von den Wölsungen und Niflungen und vom König Thidrek von Bern in der Thidreksaga. Hannover 1858.

von Heldenherrlichkeit erblühen zu lassen, in zauberischer Vermummung mit ihrem eigenen Bruder Sigmund einen Sohn erzeugt, welcher nun freilich an riesenhafter Körperkraft und Geistesstärke von Keinem übertroffen wird. In schwindelnder Höhe oder Tiefe fließt hier die heldenhafteste Tugend mit dem ärgsten Frevel zusammen, den die Frevlerin später an sich selber straft, indem sie sich in die Flammen des brennenden Königsschlusses stürzt, in welchen zugleich ihr gebasster Gatte den Tod findet. „Mein Loos ist erfüllt, ich lebe nicht länger, ich sündigte gern, doch ich sühne die Sitte.“ — Entsetzlich, und doch liegt eine tiefe Wahrheit in der grausen Geschichte. Menschengeschlechter entarten, gleich wie Pflanzen und Thiere, durch feige Verweichlichung und frevelnde Sünde. Schon Horaz sagt Od. III. 6. „Unserer Väter Stamm, die schlechter waren als ihre Abnen, trug uns die schlimmeren Enkel, die nun bald einen noch entarteteren Nachwuchs haben werden.“ Solche sittliche und körperliche Entartung ist's, was die Kirche Erbsünde nennt, und von der die Bibel sagt, dass der Väter Sünde heimgesucht werde an den Kindern; Sünde, nicht Sünden; von einzelnen Sünden, die ein Mensch von seinem Vater überkommen könnte, ist in der Schrift nicht die Rede, noch weniger von einer Strafe für Sünden, die ein Mensch nicht selbst begangen hätte. Aber eben so überkommt ein Geschlecht von dem andern auch die Tugend und das Heil. Leibliche und sittliche Tüchtigkeit der Kinder erblüht aus dem fruchtbaren Boden eines reinen und frommen Familienlebens. Allerdings ist dabei die leibliche Abstammung nur das eine Vehikel, und das geringere; die Hauptsache macht die Erziehung, die Mittheilung des Geistes aus Gott, der die Sprösslinge frommer Geschlechter heiligt und stark macht an dem inwendigen Menschen, zum Ebenbilde der Gottheit emporzustreben, dass sie als Helden der wahren Tugend die Welt, die Sünde und den Tod überwinden, und, wie Christus sagt, selbst grössere Werke vollbringen als er selber. (Joh. 14, 12.) Denn er ist zum Vater gegangen, und von da sendet er den Geist, der die Menschen aus Gott neu geboren werden lässt. Auch unserer ganzen Sage liegt im Wesentlichen diese Idee zum Grunde, denn es sind Odin's Kinder, diese Wölsunge, deren Geschlecht rein erhalten werden und emporklettern soll zur Aeholichkeit der Gottheit, der sie entstammen.

Zunächst erreicht Signi ihre Absicht. Sinfiötli, das Kind jener frevelhaften Umarmung, als Knabe schon ein Held ohne Gleichen, stirbt zwar später an Gift, das ihm Borghild, die nachherige Gattin seines Vaters Sigmund gemischt; aber sein Sohn Hamund ist ein mächtiger Seekönig geworden. Derselbe ist mit zwanzig Kielen und tausend Kämpfern rheinauf gesteuert und bis Worms vorgedrungen, wo er sämtliche Gaue der Rheinburgunden sich unterworfen und das mächtige Königsgeschlecht gestiftet hat, dem Gibich, Gunther und Sigfrid entstammen, deren Geschicke unsere Sage erzählt.

Sigmund's zweiter Sohn aus seiner Ehe mit Borghild ist Helgi, der Hundingtödter. Er herrschte als gewaltiger Held auf der Helgi-Insel, und seine Gattin war Sigrun, eben jene Walküre, die ihn durch selbstlose Liebe aus Hela's Behausung zurückgerufen, dem sie den Weg nach Walhall dadurch eröffnet, dass sie mit dem Todten grause Liebesgemeinschaft gepflogen. Ihre Tochter ist Brunhilde, die starke Heldenjungfrau; ihre Mutter hat sie zur Vatterache erzogen, sie erhielt nicht Putz noch Puppen, sondern Panzer und Schwert, und es gelang ihr in der Schlacht, dem Mörder ihres Vaters Helgi das Haupt abzuschlagen, welches sie dann frohlockend der Mutter in den Schooss warf. Auch sie war von Odin zur Walküre erwählt worden. Als sie aber einst dem edlen Könige Agnar, der ihre elternlose Jugend treu geschützt, dessen Schwester, die weise Prophetin Oda, sie in aller runischen Weisheit unterwies, wider der Götter Schluss aus Dankbarkeit den Todeskuss versagte, da verurtheilte Odin auch sie zu der Strafe, fortan als Gattin einem Gatten unterthan zu sein. Sie erwiedert: „Im eigeusten Innern meiner Seele beruht ein Sehnen, auch unbefohlen dies zu erfüllen, doch —

„Eher aufgehn in Asche will ich,
Als mich vermählen mit einem Manne,
In dem noch ein Fünkchen von feiger Furcht ist,
Und den ich an Klugheit zu klein befinde.
Doch in Liebe gelob' ich mein Leben zu widmen

Dem kühnen Kämpfer königlichen Stammes,
Der im Wettkampf der Waffen mich überwältigt,
Und mit Gaben des Geistes so gut bedacht ist,
Drei runische Räthsel richtig zu lösen.“

Damit hat sie selbst die Würfel gewählt, durch die ihr das herbe Loos gefallen, welches die Sage später enthüllt. Odin ist es zufrieden; aber der Held, spricht er, welcher das leisten könnte, ist noch nicht geboren. Schlafe denn im Zauberschlaf, bis er kommt, dich zu erwecken. Darauf bringt er sie nach dem Hinderberge, drückt ihr den Schlafdorn in die Schläfe und umgiebt den zu Eisestille und Starrheit erstorbenen Garten, wo sie in der Jelängerjelieberlaube in angeschmiedeter Eisenrüstung auf schwarzem Sargstein schläft, ringsum mit feuriger Lohe.

Bei den Rheinburgunden war im wölsungischen Königsgeschlechte auf den Sigmundenkel Hamund dessen Sohn Dankrat gefolgt. Dieser hatte zwei Söhne, Sigmund und Gibich, die er aus Goldgier mit Magda und Guta, den reichen Töchtern des heillosen Gunthwurm und der üppigen Götlinde vermählte. Durch die Verschwägerung mit diesem unseligen Geschlechte kam in den Wölsungenstamm das Unheil. Magda, Sigmund's Braut, ward durch eklen Aussatz zum scheusslichen Ungeheuer, da zerriss er das Bündniss und vermählte sich mit der holdseligen Jördis, der Tochter Wittkinn's, des Sachsenkönigs. Darob zürnte Guta, Gibich's Verlobte, die ihren künftigen Schwäher mit heisser Leidenschaft liebte. Aus Rache verschmähter Liebe reizte Guta bei Dankrat's Tode ihren Gatten zu verderblicher Ehrsucht. Mit Hülfe ihres Bruders Hagen, des Helden der Hölle, der dabei ein Auge verlor, ward Sigmund ermordet; Jördis gebar gerade in diesen Tagen einen Sohn, und starb bald nach der Geburt. Gibich ward König an seines Bruders Statt, und auf ihn folgte sein Sohn Gunther, den wir beim Beginn unserer Erzählung im vollen Genuss seiner Königsherrlichkeit antreffen; neben ihm stehen seine beiden Brüder, Gernot und Giseler, dazu seine holde Schwester Krimhilde; noch lebt Guta, seine Mutter, und ihr Bruder Hagen, der gewaltigste Held am Königshofe, beide freilich etwas umdüstert, doch hat der junge König von jenen dunklen Geschichten nur eine schwache Ahnung; an den rechten Erben der burgundischen Krone, den Knaben, welchen Jördis geboren, den man längst für todt hielt, dachte Niemand mehr, kaum noch Diejenigen, welche seinen Vater getödtet, Hagen und Guta, und höchstens noch Wendel, ein alter Waidmann, der mit seinen zween Rüden im alten Thurm auf einer Rheininsel einsam lebte. Ein anderer Helfershelfer, Sibich, der Welsche, war längst entflohen und verschollen.

Aber der Knabe war nicht umgekommen. Er stand unter dem mächtigen Schutz des Sonnengottes Fró, des Bruders der Freia, der selbst vor Jahren die reizende Jördis geliebt hatte, „und zu wirksamer Weibe von seinem Wesen die lautersten Strahlen hinunter sandte in jener Stunde, da Sigfrid entstand.“ So lässt er denn auch der sterbenden Mutter den Rettungsversuch gelingen, auf dass in Sigfrid die Verheissung erfüllt werde, welche einst Sigrun empfangen, dass aus dem Wölsungengeschlechte der stärkste der Menschensöhne hervorgehen solle, und nicht blos der stärkste, sondern auch der schönste, der edelste, der mit Geist und Gemüth vor allen reich begabte Held, das verkörperte Urbild des Volkes, dem er angehört, in allen seinen Vorzügen — aber leider auch in seiner Schwäche, durch die er in's Verderben fällt. Zunächst wird der Knabe wunderbar gerettet. Jördis besitzt ein Kästchen, mit Schildkrot ausgelegt, mit gläsernem Deckel, das ihr einst Guta geschenkt hatte. In dieses legt sie das neugeborene Kuäblein und setzt es in die Fluthen des Rheins. Freundliche Nixen tragen es stromabwärts bis Holmgart, wo König Hartnit herrscht, der Vater der holden Hulda, und dort wohnt auch Oda, die Prophetin, einst die Lehrerin und Freundin der starken

Brunhilde. Mime, der bucklichte Schmied, fast ein Zwerg, aber von riesiger Kraft, von göttlicher Kunst als Werkmeister und Sänger, dabei ein Mann von seltener Klugheit, dem ganz vor Kurzem sein Weib in der Geburt eines Sohnes gestorben war, findet das Kästchen und rettet den Knaben; eine Hirschkuh aus dem heiligen Haine der Göttin bietet sich ihm dar als Amme des Kleinen. Der Pflegevater sieht bald, dass der Knabe zu grossen Dingen müsse geboren sein, derselbe nimmt wundersam zu an Schönheit und Riesenstärke, und bleibt doch kindlich und weichen Gemüths. Mime thut was er kann, er schmiedet ihm eine köstliche Rüstung, und vor Allem ein Wunderschwert, Balmung, aus den Bruchstücken des Schwertes, welches einst Odin dem Sigmund und dem Sinfiötli gegeben; ein alter Knappe muss ihn in allen ritterlichen Künsten unterweisen; aber die Hauptsache, die den Heldenjüngling zum wahrhaft deutschen Helden machte, fehlte noch:

Da weckt' auch Andacht die alte Oda
Und hohe Gedanken vom Wesen der Dinge,
Vom Heldenberuf im Herzen Sigfrid's.
Sie enthüllte vor ihm das hohe Geheimniss
Vom Werden der Welt aus dem Wirrwarr der Vorzeit,
Wie die gütigen Götter den Garten der Mitte

Den Riesen entrissen und reich gesegnet,
Wie sie walten und wehren und wie in Walhall
Wodan die Wackersten herrlich bewirthe't,
Die der Kuss der Walküre tödtend erkoren
Zu einherischen Helden, Wodan zu helfen
Beim künftigen Kampf mit dem König des Unheils.

Sigfrid macht bald seine Tüchtigkeit geltend. Er bemächtigt sich ohne Erlaubniss der ihm bereiteten und aufgesparten Waffen und rettet die Königstochter Hulda vor der Vermählung mit einem ihr widerwärtigen Bewerber Studfus. Als zu gleicher Zeit Hartnit vom Könige Isung aus Susat (Soest) angefallen und getödtet wird, vermittelt er Frieden und Vermählung zwischen Isung und Hulda, die freilich den kühnen Retter heimlich liebt; aber beide weichen dem durch Oda kundgethanen Willen der Götter. Isung schlägt den Sigfrid zum Ritter, und dieser bewährt sich ihm als treuer Lebensmann; selbst als späterhin Isung gegen Hulda sich schwer versündigt, entreisst er sie freilich der Gewalt des bösen Gatten, setzt sie in ihres Vaters Königreich zu Holmgart wieder ein, schlägt aber doch die dargebotene Hand der Königstochter aus, um durch Nichts die dem Lebensherrn geschworene Treue zu brechen. Allerdings hatte Freia bisher auch noch nicht sein Herz zur Minne erregt.

Unter den Schmiedeknechten Mime's befand sich auch Regin, der tückische Bruder des treulosen Fafner. Der wollte sich an dem grausen Lindwurm rächen, deshalb erregt er in Sigfrid's Herzen die Gier nach Ruhm und Reichthum, indem er ihm zuflüstert, er wisse einen Schatz, mit dessen Hülfe er Männer werben könne, um Königreiche damit zu erobern. Und das war ein Funke, der in dem Herzen des Jünglings zünden musste; er folgt dem Verführer, überwindet den Wurm, eignet sich den Schatz an, indem er auch den Regin erschlägt, der ihn um denselben betrügen will, und zieht nun auf Abenteuer aus. Noch glimmt der schlimme Funken tief im Verborgenen, noch meint er, ihm sei es blos darum zu thun, sich als Held zu bewähren; nicht das Werk, meint er, nur das Wirken ist meine Freude, aber der Ausgang hat es bewiesen (II. 236):

Die Herrschsucht hat in der Seele des Helden
Sich festgenistet mit Fafners Neidgold, —
Die Hoffart hat sein Herz beschlichen,

Um ein Königskind sich selbst zu verkaufen
Und die Treue dazu und die Braut, die betrogne.

Mit dem Unhellgolde beladen kehrt nun Sigfrid zu seinem Freunde Helferich zurück; auf dem Helme trägt er als Zierrath und Zauber die stachlichte Haut, die er dem Haupte Fafner's entrissen, denn auch erfahrene Krieger verloren die Fassung, wenn sie an diesen Schuppen vom Schädel des Drachen den Fafnerstödter erkannten. Helferich hatte ihn aufgenommen, ehe er zur Ueberwindung

des Drachens austritt; jetzt giebt Sigfrid ihm den Hort in sichere Verwahrung — und beschliesst auf Abenteuer auszuziehen, denn

Nun schien ihm erreichbar der Gipfel des Ruhmes,
Nun gedacht' er zu werben und wohl zu bewaffnen

Zu hohen Thaten ein Heer von Tapfern,
Um sich also gerüstet ein Reich zu erobern.

Man merkt die Wirkung des Neidgoldes. Es ist darunter ja auch der Ring des Mordfluchs, der Antwanaut, der weiht ihn zum Niblung; er macht freilich nicht sicher und unversehrbar, — ach nein, das thut der Besitz des Goldes nicht, „der Besitzer hat sehr zu sorgen vor seinem Verlust, denn „Lähmung folgt ihm; — doch weil man ihn trägt macht er wild und trotzig und unbezwinglich, dess „ist kein Zweifel.“ Wir erkennen das an Sigfrid schon weit eher, als er selbst sich dessen bewusst geworden. Aus Helferich's Rossen will er sich ein kräftiges Thier zu seinen Fahrten aussuchen, auf wundersame Weise gewinnt er dabei den Grani, der von Odin's Ross Greipner abstammt und einst der Brunhilde gehört hat. Auf demselben findet er auch die Tarnhaut, einen unsichtbar machenden und Riesenkräfte verleihenden Mantel; so gerüstet zieht er fort, lässt dem Rappen den Zügel schiessen und dieser trägt ihn nach Franken auf die Höhe des Hinderberges, wo Brunhild im Zauberschlaf liegt. Nicht das Dickicht scharfer Dornen, nicht das Widerstreben des giftigen Gewürms der Bosheit und der Feindschaft wider alles Hohe und Schöne, — nicht der warnende Zuruf des Geistes seiner Mutter: „Was hoffst du zu holen vom Hinderberge? Nur Glanz ist oben, das Glück ist unten!“ — nicht ihre ergreifende Schilderung des Glücks, auf das er verzichtet, des Ungenügens, das er erstrebt, kann den Ruhm- und Herrschbegierigen zurückhalten:

Was ich hoffe zu holen vom Hinderberge? Nichts!
Nur zum Nehmen und Geniessen lebe der Niding. —
Stolz und still von Stufe zu Stufe
Zu steigen und zu steigern die eigene Stärke,

Das ist volles Empfinden, ist göttliches Fühlen. —
So will ich erreichen den Gipfel des Ruhmes, —
Stets besser gerüstet rastlos zu ringen,
Ist das ganze Glück, das ich glühend begehre.

Und er durchsprengt die Waberlohe; auf dem Rücken seines Grani setzt er über das hohe Gitter von spitzen Speeren, die den Garten Brunhild's umstarren. So wie der Held den verzauberten Raum betritt, erwacht Alles aus todter Erstarrung „zum bewegten Leben, zur Minne, zu Gefahr und Verfolgung, zu Furcht und Feindschaft,“ wie die Natur erwacht, wenn der holde Frühling endlich gekommen. Er findet die schlafende Brunhild, schält sie mit seinem Balmung aus ihrer eisernen Rüstung — und nachdem dies wundersam schöne Weib ihm ihre Geschichte erzählt, wirbt er um ihre Minne, und steckt ihr als Verlobungsring den Antwanaut an den Finger. Hier ist kein Auszug möglich. Man lese den vierten Gesang; wer das gethan hat, der lies't sicherlich auch die andern. — Sigfrid erobert nun zuvörderst seiner Braut ihr verlorenes Vatererbe, die Helgi-Insel, zurück, und zieht dann weiter auf Abenteuer, um sich und ihr eine Königskrone zu erringen, oder seine königliche Abkunft zu erforschen, da er als Fündling sonst der Königstochter zu gering wäre. Sie drängt ihn selbst zum Aufbruch — sie hat ja den Antwanaut am Finger. Zunächst zwar muss sie, ihrem Gelübde gemäss, ihre Hand unter den gegebenen Bedingungen den Königssöhnen zur Bewerbung darbieten, aber sie will wohl sorgen, dass Keiner sie überwindet, — bis Sigfrid wiederkommt.

Und er kommt wieder. Obgleich völlig fremd allem Gefühl wahrer Minne, vielmehr innerlich verletzt durch die Herbigkeit ihres Charakters, kehrt Sigfrid nach dreien Jahren nach Helgi's Insel zurück, um Brunhilden das gegebene Wort zu halten. Er hat auf weiten Heldenfahrten durch alle Länder und Meere Ruhm und Ehre die Fülle, freilich aber keine Krone erworben, auch seine Herkunft nicht enträthselte; aber er meint dennoch ein willkommener Freier zu sein; — und er ist's auch. Längst hat Brunhilde ihren Hochmuth bereut und seine Rückkehr sehnsuchtsvoll erwartet. Da tritt

der Rath der Götter hemmend dazwischen. Loki sieht das Schiff des Helden gen Norden fahren und beschliesst, diese Heirat zu stören; er tritt in den Rath der Götter, der eben in Walhall gehalten wird, und — erreicht seine Absicht; denn was er aus Bosheit will, dasselbe wollen die übrigen Götter aus weisen Absichten. Freia zürnt auf Brunhilde, die trotzig so viele liebeglühende Helden getödtet; Frô, ihr Bruder, will seinem Sohne Sigfrid die süsseste Wonne des Menschengemüthes, die wahre Minne zu Theil werden lassen, und Wodan will hindern, dass aus einer Ehe Sigfrid's mit der riesigen Hünenjungfrau ein Geschlecht achtelliger Riesen entstehe, das sich in äusserer Gestalt und Gewalt den Göttern gleich achte. Die wahre Bildung des Menschen zur Gottähnlichkeit, oder was dasselbe ist, zur Humanität, kann und soll nur durch endlose (geistige) Arbeit nach tausend Leben errungen werden. So erlaubt denn Wodan den anderen Göttern, nach ihrem Willen in das Schicksal der Helden unserer Geschichte einzugreifen, ihre Entschliessungen zu lenken, ja sie zur Sünde zu verlocken, — aber nur durch Mittel in ihrem Gemüth. Auch Volant soll zuletzt noch erkennen, dass er dennoch zu dienen verdammt gewesen, wo er blos neidisch sein Mütchen zu kühlen gewillt war. Oda, die Prophetin, muss dem Könige Gunther ein Orakel ertheilen, das ihm die Brunhild zur Gattin verheisst; Freia bringt der Guta einen Liebestrank, durch den sie den Sigfrid zur Liebe gegen Krimhild entzündet, und Volant erregt Brunhilden's Stolz und Hochmuth, dass sie den Sigfrid zurückweist, weil er ihr keine Krone bringt. Sie bereut zwar sogleich ihr thörichtes Beginnen, aber Mime, mit dieser Heirat seines Pflegesohns längst unzufrieden, tritt hemmend dazwischen, wendet rasch das Schiff gen Süden — und Brunhild ist mit ihrer Schosucht allein. Arme Brunhild! —

Nun soll Sigfrid eifrigst nach seiner Herkunft forschen. Mime leitet seine Fahrt zu dem Ende nach Worms. Dort hat König Gunther unlängst sich bemüht, eine Gemablin zu finden, die nicht blos durch Rang und Stand ihm ebenbürtig, sondern auch durch kräftige Schönheit und gesunde Stärke ihm seiner würdige Erben verspräche, denn so gebot ihm besondere Satzung im Hause Dankrat's.

Er hat deshalb Volkern, den Helden und Fiedler, gen Holmgart gesandt zur weisen Oda, und diese hat ihm den dunklen Runenspruch gegeben: „Die Brautschaft ist gebrochen, — durch die brausende Brandung — bringt der Bravste — den Bruder der Braut — zur stolzen Brunhild.“ Freia hatte auf Odin's Befehl also die Runen geordnet. Nun ist Volker wieder ausgesandt, um zu erforschen, ob's irgendwo eine Königin Brunhild gebe. Gunther sitzt gerade mit seinen Mannen Abends bei kühlem Wein. Horand, der frisische Sänger, ist als geringesehener Gast am Hofe; sogar Krimhild, des Königs holde Schwester, fühlt bei seinem Anblick die ersten Regungen jungfräulicher Minne und stickt ihm ein buntes Harfenband zum Dank für seine lieblichen Mären. Heimlich lauscht sie vom Söller, als Horand die Sage von Gunthwurm singt und den in Nixen verwandelten Schwestern Götlinde's, vom Antwaris Zauberring und der Ueberwindung des Lindwurms Fafner durch Sigfrid. Hagen sucht Sigfrid's Thaten zu schmälern, denn er beneidet ihn um seinen Ruhm; aber Horand erzählt nun die ganze Mär von Sigfrid's Abenteuern bis zu seiner Verlobung mit Brunhild. Da tritt Volker ein, bringt Brunhilden's Bildniss und verkündet die Bedingung, an deren Erfüllung ihre Hand geknüpft sei; und der König beschliesst, den Wettkampf zu wagen. Noch am selbigen Abend erscheint Sigfrid in Worms. Des Fündlings trotziges Auftreten wird schnell beschwichtigt durch Krimhildens holdselige Erscheinung, indem sie dem Helden einen Willkommbecher bietet, in den Guta heimlich den Liebestrank Freia's gemischt hat. Im Grunde hat er ihn doch nur getrunken aus Krimhild's holdseligen Augen. Ein glänzendes Gastmahl besiegelt die Freundschaft; nach demselben erzählt Mime das Leben seines Züglings, allerdings schlaugemodelt nach seiner Absicht, auf den Gesichtern der Hörer nach Spuren der Herkunft Sigfrid's zu forschen, und er gewinnt auch die klare Ueberzeugung, dass er hier in Worms auf rechter Fährte sei. Guta geräth in Angst und kann ihr Erschrecken bei Mime's Erzählung

kaum verbergen. Hagen beeilt sich, den alten Wendel, den letzten Mitwisser der Ermordung Sigmund's, aus dem Wege zu räumen, aber Mime weiss das schlau zu hindern und kommt so in den Besitz des ganzen Geheimnisses, das er dem jungen Helden aber vorläufig noch verschweigt. Um so angelegentlicher betreibt Gunther seine Vermählung. Er verspricht dem Sigfrid die Hand seiner Schwester, wenn dieser ihm zum Besitz Brunhild's ver helfe, und Sigfrid, der seine Verlobte nie geliebt, den sogar die hünische Heldin durch ihr Wesen häufig verletzt, lässt sich nun aus Liebe zu Krimhild gar leicht bereden, den trügerischen Tausch zu befördern. Und doch, selbst Hagen's Hohn über seine einseitige Verpflichtung, sein Spott, dass er sich gebunden halte, obgleich Brunhild öffentlich ihre Person ausbiete, — das Alles hätte den gewissenhaften Helden wohl nicht wankend gemacht, — aber „das „minnige Mädchen von weiblicher Milde, — das holde Wunder, das Freia wirkte, — das bezaubernde „Bild beglückter Zukunft — verlocken den Helden in die Stricke des Bösen. — Da trübt sich die „Treue, da schwindet der Schein; — da knüpft sich der Knoten, das Gewebe verwirrt sich, — und „schnell dann zerschneidet's die Scheere der Schuld.“ Armer Sigfrid, du bist der Stärkste aller Menschenkinder, und doch so schwach; du kannst alle runischen Räthsel errathen, und wirst doch betrogen; nicht durch Hagen's Sophistik, sondern von deiner Leidenschaft. — Da ward ihm die Schuld zum Wahn, das Gewissen schamroth. — Die Fahrt nach der Helgi-Insel wird beschlossen, der schmachvollste Betrug vorbereitet.

Anfangs will Sigfrid zur Ueberwindung der Brunhild nur mithelfen; in die Tarnkappe ver mummt denkt er Gunther bloß die Lösung der runischen Räthsel zuzuflüstern; dass es dabei nicht bleiben könne, sieht der kluge Hagen im Voraus. Anfangs sinnt dieser, ob er nicht besser thue, die Heirat zu hindern, das Fahrzeug zu verbrennen; aber Volant giebt ihm klügeren Rath ein: Sobald Brunhild des Betrages inne wird, den Gunther und Sigfrid ihr gespielt, muss sie ja den treulosen Bräutigam desto grimmiger hassen, und dann giebt's Mittel genug, ihn und mit ihm seine Rechte auf den Thron aus dem Wege zu räumen. Mime aber beschliesst gleichfalls, seinem Zögling noch eine Zeitlang seine Herkunft zu verbergen, damit man ihm in Worms die Krimhild gebe, und so die Brautschaft mit der ihm verhassten Brunhild gebrochen bleibe. So wird denn durch Aller Schuld die Allen verderbliche Doppelheirat geschlossen. In riesiger Grösse bricht unentrinnbar und dennoch gerecht die Vergeltung herein über die Vollbringer des Treubruchs, zum Zeugniß, „dass die Macht des Schicksals die menschliche Schuld ist.“

Schon längst hat Brunhild ihr schnödes Benehmen gegen Sigfrid bereut. Mit heisser Sehnsucht harret sie seiner Rückkehr. Endlich erscheint das Schiff, das den Helden herführt. Aber wie erschrickt sie, als Sigfrid ihr freudiges Entgegenkommen mit kühlster Höflichkeit zurückweist. Ihm gezieme nicht ihr erster Gruss, sondern seinem Herrn, dess Dienstmann er sei, dem mächtigen Burgunderkönige Gunther, der sei gekommen, um ihre Hand zu kämpfen. Bei Mime's Anblick, der sie höhnisch betrachtet, bricht sie in krampfhaftes Lachen aus, aber schnell gefasst überweist sie die Bewirthung der Gäste ihrem Vetter Detlev, und bestimmt die Frühe des nächsten Morgens zum Brautkampf. Obgleich einander grimmig hassend, berathen und verabreden doch Hagen und Mime noch spät in der Nacht die List, durch welche Sigfrid dem Könige zum scheinbaren Siege verhelfen soll. Der verhängnisvolle Morgen bricht an. In zwei einander gegenüberliegenden, dicht verhangenen Zelten befinden sich die Kämpfer. Brunhild tritt hervor, zum Wurf mit der Scheibe, unbehelmt, in knappem seidenem Mieder, mit nackten Armen; Gunther hingegen im goldenen Harnisch, den Helm auf dem Haupt mit der Königskrone. Er hat auf Hagen's und Mime's Dringen diese Rüstung angelegt, aber Brunhild, edelmüthig, lässt das nicht gelten, er muss zurück und die hindernde Rüstung ablegen, damit der Kampf nicht ungleich sei. Darauf hatten die schlaunen Rathgeber gerechnet. Nun zurückgekehrt

aus dem Zelt in leichtem Gewande, erringt Gunther wirklich im Scheibenwerfen den ersten Sieg; er hatte klüglich eine Scheibe mit rauhem Rande gewählt, die sich besser fassen liess, und Volant hatte Brunhilden's Scheibe durch eine überhinfliegende Möwe mit einem Tropfen Fettes besprengt, dass sie ihr einen Moment zu früh aus der Hand glitt. Zum zweiten und dritten Kampf, dem Speerwurf und dem Wettsprung, erschien Brunhilden's Gegner nun wieder, wie vorher, in der goldenen Rüstung mit geschlossenem Helm; und beidemale ward die Königin weit überholt, zu ihrer grössten Beschämung, zur grossen Verwunderung aller Zuschauer, am meisten aber, als er es erfuhr, zur Verwunderung — Gunther's. Dieser war nämlich beim Eintritt in's Zelt durch einen Schlaftrunk im Labebecher betäubt hingsunken, und in seiner Rüstung hatte Sigfrid die Siege gewonnen. Nachmittags ist die Königin mit ihrem Gefolge und Gunther mit seinen Genossen im Festsaal versammelt; er hat noch drei runische Räthsel zu lösen. Wahrlich, Brunhild ist nicht blos das wilde Hünenweib von riesiger Kraft, sie ist auch hohen Geistes, voll Poesie und voll Tiefsinn. Vor ihr und ihren Räthseln muss die chinesische Prinzessin Turandot bescheiden zurücktreten. Nur wer eine tiefreligiöse Naturanschauung und dabei die reichste Gabe wahrer Poesie besitzt, mag solche Räthsel dichten; nur wem Beides zugleich und dabei ein sinniges Verständniss für zarte Andeutungen eigen ist, mag sie richtig lösen, mag sich ihrer ganzen Schönheit völlig erfreuen. Das konnte damals nur Sigfrid, er hatte ja, wie Brunhild, die Unterweisung Oda's genossen; das konnte nur Sigfrid, denn Brunhild hatte gewusst, in die Räthselworte zugleich die Geschichte ihres Schlafes und ihrer Entzauberung auf dem Hinderberge sinnig zu verhüllen. Aber in der Tarnkappe verborgen flüsterte er dem Könige die Lösung zu, die dieser gewandt genug in zierliche Worte kleidet — und die besiegte Brunhilde erklärt sich alsbald in erhabener Selbstverleugnung zu Gunther's Braut; ihr väterliches Eiland dem Detlev überlassend, folgt sie gefasst ihrem Ueberwinder. Nach wenigen Wochen wird in Worms die Doppelhochzeit gefeiert; Sigfrid heisst nun auch ein König, denn er hat auf der Heimreise in Santen einen Ueberfall der Dänen und Sachsen kräftig zurückgeschlagen, den Lüdegast getödtet und des gefangenen Lüdeger Krone auf sein eigenes Haupt gesetzt. Ihm scheint zunächst alles zum Glück ausschlagen zu sollen. Ihm blüht sieben Jahr lang in seinem Königreich Santen und Sachsen das schönste häusliche Glück; das Forschen nach seiner Herkunft, das Kämpfen um grössere Ehre hat er aufgegeben; — doch freilich vorher noch hat er unseliger Weise der armen Brunhild neues schmähliches Unrecht angethan und so das Maass seiner Schuld verdoppelt.

Denn dem Gunther brachte die durch hösen Trug erlistete Gattin keinen Segen. Brunhild konnte gar bald nicht verkennen, dass ihr Gemahl weder körperlich noch geistig der Held sei, als der er sich auf Helgi's Eiland bewiesen. Sie ahnt, sie forscht, — sie fragt in der Brautnacht geradezu: Was hat dich bewogen, dem Fündling Sigfrid, deinem Lehensmann, die Schwester zur Gattin zu geben? Sage nicht, dass er dir den Weg zu mir gewiesen; das konnte nach Volker's Mittheilung jeder Lootse; für Lootsendienst giebt kein König seine Schwester hin. Hast du vielleicht an Sigfrid ein altes Familienunrecht zu sühnen? Auf diese Frage der klugen Gattin durchzuckt den König plötzlich wenigstens eine Ahnung des von seiner Mutter und seinem Oheim an Sigfrid begangenen Verbrechens, doch leugnet er entschieden. Nicht minder scharfsinnig sagt die geistig mehr noch als leiblich bedeutende Frau: Hast du ihm vielleicht die Lösung meiner Räthsel zu danken; er kannte sie aus Oda's Lehren. Ihn müsste ich denn freilich grimmig hassen, doch dir würde ich drum nicht zürnen. Noch jetzt hätte also Gunther durch Aufrichtigkeit das schreckliche Schicksal abwenden können, ja wenn Brunhild die volle Wahrheit über die beiden letzten Wettkämpfe erfahren hätte, konnte sie ihm dafür noch weniger zürnen; — und Wahrheit ist der Mann dem Weibe schuldig, um das er wirbt. Gunther aber leugnet beharrlich und verweist die Antwort auf ihre Fragen mit Trotz auf künftige Gelegenheit.

Da zeigt sie ihm einen von ihrer Mutter ererbten Zaubergürtel, ein Werk Wielant's, des wundersamen Künstlers, der auch Volker's Wundergeige gebaut hat. „Dieser Gürtel,“ spricht sie, „macht mich unnahbar.

„Für jegliches Weib, das mit Wielants Gürtel
In Züchten sich schmückt, ist solch ein Zauber
Der Keuschheit gekettet an dieses Kunstwerk,

Dass mitten unter Männern von roher Gemüthsart
Auch das zarteste Mädchen zuversichtlich
Und sonder Bangen sich betten dürfte.“

Und stark macht dieser Gürtel auch, wie die wahre Reinheit des Herzens und des Willens. „So werde ich, spricht sie, auch nicht eher im vollen Sinne dein Weib, bis du mir die rechte Antwort gegeben!“ Und Gunther musste erfahren, dass so leiblich, wie geistig, sein Weib ihn übermochte. Unselige Ehe, die auf Betrug gegründet, die ohne Liebe geschlossen ist, unselig für Beide; denn allerdings, auch Brunhild durfte, nachdem sie sich Sigfrid einmal verlobt hatte, wäre sie wahrhaft gewesen, keinem anderen Bewerber den Wettkampf weiter verstaten. Am andern Morgen klagt Gunther dem Sigfrid sein Schicksal, und dieser, im Taumel seines Glückes, seiner Verschuldung an Gunther's Unglück mehr mitleidig, als reumüthig eingedenk, dazu leichtfertig und unfremd die an Gürtel und Ring geknüpften und so oft bewährten geistigen Kräfte ableugnend, erbietet sich zu einer zweiten, noch viel größeren Täuschung der Königin durch einen nächtlichen Scheinkampf, ja zu einer zweiten noch viel roheren Vergewaltigung der armen Brunhild, für die er sich jedoch den Ring und den Wielantsgürtel zum Lohn ausbedingt, — und beide schenkt er seiner Frau, zu ihrem, zu seinem Verderben, wie der Ausgang zeigt. Denn wer für die geheimnißvolle und doch offenbare Bethätigung göttlicher Mächte in den sichtbaren Dingen kein Auge mehr hat, wer Gottes Thun nicht mehr glauben will, der wird es sehen und muss es fühlen. „So woben die Nornen das verstrickende Netz der Niblung Noth.“ „Die Macht aber des Schicksals ist die menschliche Schuld.“

Als Krimhild am andern Morgen ihrer Schwägerin Ring an ihres Gatten Finger bemerkt und ihn dem Schlafenden abzieht, ist's nahe daran, dass alsbald der Antwanaut seine Unheilkraft bewähre durch Zerwürfniß der beiden Gatten. Mit Mühe besänftigt Sigfrid seine Frau durch offene Mittheilung, und beide kommen dabei dem alten Verbrechen im Königshause, der Abstammung Sigfrids und seinem Recht an Gunther's Krone fast auf die Spur; es wäre leicht das Unheil sogleich losgebrochen, aber der treue Mime veranlasst die Neuvermählten, schnell nach Santen aufzubrechen, und verschafft dadurch, dass er selbst sieben Jahre lang auf geheimnißvolle Weise mit Wendel sich entfernt hält, einen Aufschub des drohenden Verderbens, und somit dem Sigfrid und seiner Gattin sieben glückselige Jahre.

Aber das Unheil brach darnach um so schrecklicher herein. „Ein Weilchen verzögern, doch nimmer wenden lässt sich der Wille der starken Götter.“ Dem Könige Gunther hatte Brunhilde den hochersehten Erben geboren, aber dieser, — nach seinem Heldenahh Helgi genannt, — war schwach und kränklich, „kaum anderthalb Knie hoch war sein Wachsthum im sechsten Sommer,“ ein Beweis, dass die Stammesveredlung nicht, wie bei Pflanzen und Thieren, vornehmlich auf leiblichen Vorzügen der Eltern beruht, denn in dieser Hinsicht liess doch Gunther wenig und Brunhild nichts zu wünschen übrig, sondern davon, ob in der Stunde, wo ein Mensch entsteht, und mehr noch in den Jahren, wo ein Mensch heranwächst, der Gott der Liebe einige von den reinsten Strahlen seines geistigen Wesens über das werdende Gotteskind austret. Es sei denn, dass ein Mensch von oben her geboren werde, sonst kann er nicht in das Reich Gottes kommen. An diesem Strahl göttlicher Liebe hatte es aber gefehlt in der unseligen Ehe Gunther's. „Voll Missmuth mied er die Docke, den Däumling, den erbärmlichen Knirps“ — so nannte er den Knaben — und das arme Kind verkam in einem „liebelechzenden, frierenden Leben.“ In Guta aber waren alle Schrecken des Gewissens erwacht und dadurch ihr Geist umnachtet von grausem Wahnsinn. Endlich bedrängten von Osten und Westen Hunnen und Franken, Etsel und Fridgar, das Reich der Burgunden. Da gedachte der König Gunther

den mächtigen Schwager, der mit Hulda und Lüdeger eng verbunden, von den östlichen Fälen zum König erwählt, ein mächtiges Reich gegründet hatte, zu seiner Hilfe zu sich einzuladen, und Brunhilde, von der Frisin Ortrude überzeugt, dass es nicht Gunther gewesen, der ihr den Wielantsgürtel entrissen, stimmte bei, um Gelegenheit zur Rache zu finden. Sie hatte sich selbst über ihres Gatten Schwäche lange getäuscht, sie wollte blind sein; nun aber, da sie das leidige Labsal der Selbstbelügniss aufgegeben, hatte sie ihre alte Wildheit wieder gefunden. Sie erprobt ihre gewaltige Kraft an einem Granitklotz, den sie mit nerviger Faust von der Höhe herab in den Rhein schleudert, und als dieser „zur Tiefe tauchte mit lautem Gedonner, — da freute sich Brunhild wie Heimatgrusses. Ihr Gram war begraben, auferstanden ihr Stolz mit der alten Stärke, gestorben die Liebe, doch leer nicht länger ihr Herz, wie bisher; sie wünschte wieder, und hoffend rief sie: Heil mir, ich hasse!“

Sigfrid und Krimhild werden zur Feier des Balderfestes am Tage der Sonnenwende in's rheinische Land geladen — und sie kommen! Sie kommen mit kühnen, ja mit feindseligen Gedanken, denn Beide zweifeln nicht mehr, dass Sigfrid der Sohn König Sigmund's sei, wenn auch nur ein nachgeborener und ein Bastard; und „Krimhilde sieht ihn in ihren Träumen schon thronen auf erhabenstem Hochsitz als mächtigsten Herrscher, wie noch keinen bisher die Welt gekannt hat; als König über alle germanischen Stämme.“ Sie hält es für Pflicht, seinen Stolz aufzustacheln, nach diesem Ziele der rettenden That für ein ganzes Jahrtausend zu streben. Mit heimtückischer Freundlichkeit empfängt Brunhilde die verhasste Schwägerin. Am achten Tage schauen beide einem Ringstechen der Helden zu. Da bricht die Königin in boshafter Absicht die Gelegenheit vom Zaun, um sicher zu werden, ob Krimhild unter ihrem Handschuh den Ring Antwari's verbirgt. Zuerst bezeichnet sie Sigfrid als den treuvergessenen landlosen Fündling, der als Dienstmann dem Könige Gunther schuldige Ehrfurcht zu leisten habe. Dann ruft sie höhrend: „O lege bei Seite den hohen Ton, die Tochter Gibich's entsagte sich selbst und ward Frau Sigfrid. Drum bänd'ge den Dünkel, du bist nun Dienstherr.“ So entlockt sie der erbitterten Krimhild das Geheimniss, dass sie auch beim Wettkampf auf Helgi's Eiland von Gunther und Sigfrid betrogen sei, und gewinnt dadurch die innere Kraft zu rücksichtsloser Rache. Krimhild aber eilt voll Erbitterung zu Gunther und verlangt von ihm die Genugthuung, morgen am Balderfeste den Vorgang vor der Königin zu haben, sonst werde sie ihr das Geheimniss der Brautnacht verrathen, und der arme — mehr als betrogene Betrüger muss es ihr zusagen. Mit Bangen entsendet Gunther den Hagen, um seine Gemahlin zur Nachgiebigkeit zu bewegen; dieser, beim letzten Ringspiel von Sigfrid überwunden und durch dessen grossmüthiges Verzicht auf den Kampfpriest doppelt gereizt und erbittert, ist erstaunt, die Königin zum Nachgeben schon im Voraus bereit zu finden. Aber sie wirbt ihn zur Ermordung Sigfrid's, und er geht eifrigst darauf ein, wobei er ihr die ganze Tiefe seines feindseligen und verbitterten Gemüthes aufdeckt, so dass sie fast sich der Gemeinschaft solches Genossen schämt. Doch die Rachsucht ist stärker, als die Scham; sie verräth ihm das Geheimniss der schirmenden Tarnkappe, mit welcher Krimhild ihrem Gatten das Schlachtgewand füttern will; er aber weiss auch dawider Rath und bittet nur um einen Lappen von rother Seide. Davon näht er sich ein Kreuz oben auf den Mantel und eilt zu Krimhilde; ihr verkündigt er, dass Gunther und Brunhild ihr den Vortritt morgen beim Feste bewilligt haben, und wendet sich, wie zum Weggehen, so, dass Sigfrid's Gattin das Kreuz bemerken muss. Auf ihre Frage thut er verschämt, zieht sich selber schwächlichen Aberglaubens, erzählt ihr aber eine Lügengeschichte, die er selbst erlebt haben will, dass einen gefangenen griechischen Christen, der dieses Kreuz auf dem Kleide getragen, kein Schwerthieb habe verwunden können. Aber nie wolle er wieder sich der Feigheit schuldig machen, dergleichen Zaubermittel sich zu bedienen; er nimmt ein Messer, schneidet sich das Kreuz vom Krage, wirft es hin und eilt von dannen. Natürlich greift die

betrogene Gattin eiligst nach dem Wunderkreuz, näht es auf das Gewand ihres Mannes und bezeichnet so dem Mörder die verwundbare Stelle. —

Während dies in Worms geschah, war in Holmgart bei der Königin Hulda Mime angelangt mit Wendel dem Waidmann und Sibich dem Welschen, den Genossen des alten Mordes, in Begleitung einer Gesandtschaft des Gothenkönigs Dietrich, des Vogts von Berne, der seinen Waffenmeister Hildebrant und Hunold, den Sohn Helfrich's abgeordnet hatte, die erforschten Zeugnisse über Sigfrid's Geburt zu eröffnen, und den Rath der Götter einzuholen. Es ist erwiesen, Jördis, die Tochter Wittkinu's des Sachsenkönigs, war Sigmund's angetraute Gattin gewesen, und somit ist Sigfrid der rechte Erbe des Burgundischen Thrones. Mit dieser Botschaft und rettenden Rathschlägen werden Hildebrant und Mime an Sigfrid und Gunther abgesandt, — leider zu spät. Oda empfängt noch einen Götterspruch zur Antwort auf Dietrich's Anfrage: „Was hilft uns zum Heil vor den hunnischen Horden? Was ziemt in der Zukunft den Deutschen als Ziel?“ Die Antwort, die sie ertheilt, gilt noch heute; es war ihre letzte; im schreckenden Gesicht, Sigfrid's Schicksal vorausschauend, sinkt sie nieder — und ist gestorben. Während alle bestürzt die sterbende Prophetin umstehen, entwischt Sibich der Welsche eiligst nach Worms, um an Hagen und Gunther die wichtige Kunde so theuer als möglich zu verkaufen. Nun sieht sich Hagen zu raschem Entschlusse gedrängt. Sigfrid muss eiligst sterben! Am andern Tage wird zu Worms das Balderfest gefeiert. Im glänzenden Zuge schreitet Krimhild stolz voran, im Purpurleide, besät mit Perlen, ihr Haar geschmückt mit dem Niblungsgeschmeide, voll befriedigten Stolzes; weit hinter ihr her Brunhilde, voll stiller Hoheit, im schwarzen Gewande mit silbernen Sternen, im Haar einen Kranz von Röseldornen, und doch in bescheidener Schönheit die stolze Feindin weit überstrahlend. Sigfrid, von schmerzlicher Reue ergriffen, wendet sich zu ihr mit versöhnlichem Worte, aber schneidend weist sie ihn zurück und wendet ihm stolz den Rücken. Da wird's ihm unleidlich, dem Spiel zu lauschen, er eilt vom Schauplatz. Auch Hagen eilt plötzlich hinweg; die Botschaft von Sibich dem Welschen hat ihn abgerufen; Gunther bemerkt dies alles mit Schrecken; die Fürsten haben keine Freude vom rührenden Festspiel. Nachmittags baden die beiden Königinnen im Rhein; jede blickt neidisch auf die Schönheit der anderen, und Brunhild, plötzlich erregt von glühenden Empfindungen, in denen sich Hass und Liebe zu Sigfrid grauenvoll mischen, schwimmt eine Strecke wider den Strom, um oberhalb der Anderen das Bad zu vollenden. Sie will nicht, sagt sie, von dem Wasser bespült werden, das die Schwüre der Liebe und die Küsse des Königs von Santen von dem Leibe seiner Gattin hinweggeschwemmt hat. Der alte Grimm bricht in neue entsetzliche Beleidigungen aus; Krimhild hält ihr die Hand hin mit dem Unheilring Niblung's und schilt sie verbuhlte Hexe und Kebse Sigfrid's; dann eilt sie aus dem Bade, um auch Wielant's Gürtel der Verhassten zu zeigen. Da erhebt sich eine Meermaid aus den Fluten des Rheins und entreisst ihr das schimmernde Kleinod. Arme Krimhilde! In bitterer Reue über ihre Leidenschaft, in banger Ahnung, das Klagelied Nanna's über Balder's Tod singend, erwartet sie bebend die späte Heimkehr des Geliebten, den sie heute zum letztenmale lebend und liebend in ihre Arme schliessen sollte.

In banger Ahnung sitzt auch König Gunther Abends in seinem Gemach beim kaum berührten Pokal. Er kann sich Hagen's Entfernung, er kann sich seiner Gattin stolze Ruhe beim Feste nicht erklären. Da tritt sie herein und fordert entschieden — Sigfrid's Tod. Zermalmt bis zum innersten Marke sitzt der Unglückliche vor ihr, er fühlt's, er ist fortan ihrer Rache zu klein. „Lass mich reden mit Hagen, was recht ist geschieht,“ mehr vermag er nicht zu sagen, und schweigend schreitet sie über die Schwelle. Da sieht er über den Rhein her, wie Wendel's Thurm in lichten Flammen aufgeht. Mime und Wendel hatten eiligst den flüchtigen Sibich verfolgt. Es war ihnen alles darum zu thun,

um ein wichtiges Kleinod, die Hälfte des Eheringes der Jördis, der im Thurm versteckt war, dem Verrathe Sibich's zu entziehen. Aber Hagen weiss schon davon; um mit dem Thurme das Beweismittel zu vernichten, zündet er ihn an, trifft in der Nähe desselben auf den treuen Mime und zerschmettert ihm den Schädel. Auch dieser Mord war vergeblich, denn Hunold und Wendel waren schon mit dem Kleinod entronnen, um dem Sigfrid, den sie noch in Santen wähten, die wichtige Kunde zu bringen. Von des ermordeten Mime Schreckgestalt verfolgt eilt Hagen zum König. Nun muss Sigfrid sterben, wenn er nicht morgen schon als Zurückforderer der burgundischen Krone auftreten soll. Nun muss Sigfrid sterben, damit Gunther sich des Nibelungenschatzes bemächtigen könne. Hagen verlangt des Königs Einwilligung, mit schlauser Gewandtheit ihn zu Furcht und Hoffnung bewegend; und der Schwächling verbietet, — dass es in seinem Hause geschehe, redet bedeutsam von der Jagd am morgenden Neumond und — geht zu Bette. — Aus den rauchenden Trümmern aber des Thurmes erheben sich die Nornen und stimmen über dem Herrscherpalaste den Trauergesang an von der Schuld und der Noth der Nibelunge,

Dass von Schauern des Todes geschüttelt die tauben Schläfer im Schloss im Traume schluchzen;		Denn ob auch die Ohren ahnungslos schlummern, Es wacht das Gewissen im horchenden Herzen!
---	--	--

Am andern Morgen erhebt sich Sigfrid vom Lager und legt das verhängnissvolle Gewand an. Er will die Gattin so früh nicht wecken, die verhalten schluchzend erst eingeschlafen in später Stunde. Sie erwacht doch, und wir werden Zeugen des rührenden Abschieds; Sigfrid lässt sich von Krimbild versprechen, noch selbigen Tages die schwer verletzte Brunhild in Gunther's Beisein um Vergebung zu bitten. Mir freilich, spricht er, kann sie nicht verzeihen. Ach, „den Frieden mit ihr erkauf' ich mir freudig und ohne zu schwanken mit meiner Schwerthand. Wär' ich als echter Erbe des burgundischen Reiches geboren, ich verzichtete freudig!“ — Die Gattin will ihn nicht lassen, sie erzählt ihm schreckhafte Träume; er weist das alles heiteren Muthes ab.

„Vergifte dir nicht der Gegenwart Fülle, Indem du noch forderst in dunkeler Ferne,		Was über das Maass geht des menschlichen Looses: Zum Besten des Daseins noch Bürgschaft der Dauer.“
---	--	--

„Ich war im Glanze der Sonne der glücklichste Mensch, der jemals auf Erden geathmet; müsst' ich heute noch zur Hel hinunter und früge die Göttin, wer Einlass beehrte, so würde ich sagen: der zufriedene Schatte, dem der Schicksale schönstes beschieden wurde. — Lebe wohl!“ — Er reitet fort, verfehlt aber die erste Fähre; da hat er noch eine Weile Zeit; er sieht den kleinen Helgi, bricht ihm eine Sonnenblume, nimmt ihn auf das Pferd und gallopirt eine Strecke mit dem armen Kleinen umher; befiehlt ihm dann, die Blume der Mutter zu bringen und ihr zu sagen: „Vergieb dem Sigfrid, weil er deinem armen kleinen Helgi so gut ist.“ Brunhild steht am Fenster, sieht wie Sigfrid ihr armes Knäblein herzt, es regt sich in ihrem Herzen ein banges Mitleid. Aber plötzlich erblickt sie am anderen Fenster die gehasste Krimhild, und an ihrem Finger den Antwaranaut; an seinem Gewande aber das rothe Kreuzchen; da bricht sie krampfhaft aus in ein lautes grässliches Lachen. — „Und das war im Leben ihr letztes Lachen.“ Nun kommt Helgi mit seiner Sonnenblume, berichtet ihr stammelnd und verwirrt, doch ihr wohl verständlich, Sigfrid's letzte Worte. Da wandelt sich ihr Herz. Halt, Sigfrid! ruft sie erschreckt; — rennt hinunter ihm nach, — eilt nach den Ställen, — nirgend ein Ross mehr, — stürmt an den Rhein, — eben ist er an's andere Ufer gestiegen und reitet mit den Gesellen zur Jagd in den Odenwald. —

Im Lichte der Sonne hätte das Sonnenkind Sigfrid den Mächten der Finsterniss nimmer erliegen können. Aber an jenem unseligen Tage des Neumonds ward die Sonne verfinstert. In dem Augenblicke, da ihr letzter Strahl erlosch, fand der Wettlauf statt, den Hagen, der Sohn der Nacht, zu seinem

schaurigen Verbrechen erkoren. Und es ward erfüllt, was Sigfrid am frühen Morgen tröstend zu seiner Gattin gesprochen:

Dein treuer Fridel, Ich weiss es gewiss, als ob es ein Wunder, Mich selbst verdoppelnd, mir deutlich zeige, —	Wird sorgenbefreit in tieferem Frieden Und fester denn je nach diesem Jagen Die nächste Nacht hier neben dir schlafen.
---	--

Doch der Inhalt der letzten Gesänge leidet keinen Auszug. Wie Krimhild drei Tage neben der Leiche Sigfrid's im Sessel sitzt, — unbewegt, aber wachend, — wie dann Brunhilde erscheint, wie sie von ihr hier an der Leiche des Helden eine Versöhnung fordert, weil sie ihn beide geliebt haben, — es sei freilich menschenunmöglich, — doch es müsse geschehen, — das kann hier auch nicht einmal angedeutet werden. Seien wir, spricht sie, werth des gewaltigsten Wehes, das Frauen betraf:

Wir durchragen ruhmvoll als Riesengestalten Die Zeitenferne in alle Zukunft In unbegreiflicher heiliger Grösse, Wenn einst es heisst: An der Leiche des Helden Ward erkämpft von den Königinnen Ein Sieg, wie die Sonne noch keinen gesehn.	Nach der Eiferacht Hass, nach heillosen Unthat Von der Einen verührt, von der Andern erlitten, Schlossen da Frieden die beiden Frauen, Denn die Seele Sigfrids liebten sie selbstlos. So wurde dem Helden aus Helas Behausung Den Lichtweg nach Walhall zu wandeln erlaubt.
--	--

Brunhild verbrennt sich mit der Leiche Sigfrid's und Krimhild lebt fort, als Pflegerin des Sohnes ihrer Nebenbuhlerin, und denkt fortan der Pflicht, ihren Gatten zu rächen.

II. Die Anordnung.

Eine einzelne schöne Gestalt bringt auch ein minder tüchtiger Maler wohl zu Stande; der wahre Künstler bewährt sich erst in der Gruppierung eines gestaltenreichen Gemäldes. Hier kommt's darauf an, dass die Hauptfiguren in lebensvoller Darstellung gehörig in den Vordergrund gerückt werden; was sonst zur Ausführung und zum Verständniss des Ganzen gehört, muss bei richtiger Behandlung der Perspective in mehr oder minder scharfen Umrissen, am rechten Ort, wo es hingehört, wo es gehörig hervortritt, ohne doch zu stören, mit weiser Benutzung des gegebenen Raumes in die Ferne gerückt werden; dergestalt, dass das Auge des Beschauers, obwohl überall zum Verweilen gefesselt, dennoch nimmer den Totaleindruck des Ganzen verliere. Was aber beim Maler das Geheimniss der Perspective ist, das ist beim epischen Dichter das Geheimniss der Episode. Ich habe im Bisherigen eine so zu sagen historische Uebersicht des behandelten Stoffes gegeben, keinesweges um dadurch etwa einen Vorschmack des poetischen Genusses zu gewähren, sondern nur, wie man bei einem historischen Gemälde durch Mittheilung über Personen und Verhältnisse Genuss und Verständniss erleichtert. Das Nibelungen-Epos schildert in seiner Hauptkatastrophe das grosse gigantische Schicksal, dem ein edler Held unrettbar verfällt, weil er „die geheiligte Fessel gelobter Liebe betrüglich gelöst, und in welches er mit sich hineinreisst beide Frauen, die ihm in Liebe zugethan, die ihm in gerechtem Unmuth rächend widerstrebt. Es ist ein grossartiges Gemälde „von Schuld und Strafe, von Rache, und Versöhnung, von Kampf und Sieg, von wonnigem Glück und grauenvollem Verderben.“ Das Streben der Seelen, der Leidenschaft, Locken, den Hass und die Liebe, wie es sich noch heutzutage in dem Leben der modernen Menschheit wesentlich gleichartig gestaltet, hatte der Dichter zu schildern; aber dieser Vordergrund des Gemäldes tritt hervor aus dem Hintergrund uralter Sagen, mythologischer Wunder, symbolischer Naturanschauung, und urväterlicher Heldenaitte. Da galt es nun für den Dichter, diesen Hintergrund ebensowohl in die rechte Ferne zu rücken, als in das rechte Licht zu stellen, wie ein Maler auf einem grossen historischen Gemälde die fernstehenden Knechte, die Rückwand des Schauplatzes, die Fernsicht in's Weite minder hell beleuchtet, minder

deutlich ausführt, als die im Vordergrund handelnden Helden; obgleich auch dort jeder Zug ihm dienen wird, seine Haupthandlung in's rechte Licht zu stellen. Unser Rhapsode scheint mir nun vornehmlich dadurch seine Meisterschaft bewährt zu haben, dass er einen bedeutenden Unterschied macht zwischen dem, was er selbst erzählt und wofür er also unseren vollen poetischen Glauben fordert, und dem, was er episodisch irgend einer anderen Person in den Mund legt, für die er nicht größere Glaubwürdigkeit in Anspruch nimmt, als sie verdient. Und darüber hat er uns im Gedichte stets aufs klarste orientirt. Alle Thaten und Gedanken Sigfrid's, soweit sie die Haupthandlung von seinem Auftreten in Worms bis zu seinem Falle betreffen, erzählt der Dichter selbst. Das Gleiche gilt von Brunhild und Hagen, von Krimhild und Mime. Aber die geheimnissvolle Jugendgeschichte des Helden hören wir nur aus der Schilderung Mime's, der eingestandener Maassen dabei einen inquisitionischen Nebenzweck hat. Die ersten Thaten des jungen Helden, die sagenhafte Ueberwindung des Drachens Fafner, die Erweckung Brunhilden's aus dem Wunderschlaf erzählt uns Horand, der frisische Sänger, der, wie er selbst gesteht, „mehr und minder als echter Meister frei mit der früheren Kunde geschaltet hat.“ Die wilde Mär von Brunhilden's Ahnen im Wölsungenstamme, von Halgi dem Hundingtödtter und seinem Sohne Sigmund, von Signi und Sinfjötli giebt uns die finstere Frisin Ortrude, auch nur nach alten Mären und mit der bestimmten Absicht, ihre Herrin zum Kampf am folgenden Morgen aufzustacheln. Mit wie sinniger und tiefsinniger Kunst hier unser Dichter zu verfahren weiss, drängt sich gleich zu Anfang des Gedichtes auf. Die physisch-symbolische Naturmythe von der Entstehung des Bodensees, die sittlich-symbolische Mär vom goldgierigen König Niblung und die allegorische Dichtung vom Antwanaut, welche die krechtende Gewalt des ungerechten Mammos darstellt, von denen formelt alle Einschlagsfäden des grossen poetischen Gemäldes ausgehen, werden uns gleich am Eingange vorgetragen, aber als alte Sagen, die der frisische Sänger zu leichter Ergötzung in gemüthlicher Stunde gleichsam als absichtslose Dichtung harmlos vorbringt. Dadurch werden diese Anfänge in das magische Halbdunkel eines bedeutsamen Hintergrundes gerückt, wie auf dem bekannten Abendmahlbilde, wo man über dem Haupte des Heilands einen Fernblick hat nach dem Oelberg. Und als Hagen, der Enkel Niblung's, historische Nachfrage hält, weist Horand diese mit Recht als ungehörig ab. „In wem die Göttin Saga wehnt, dem ist es verpönt, der erpichten Frage, wer dieses erzählte, was jener hinzuthat, was alt sei was neu, Genüge zu leisten.“ Auf ähnliche Weise sind alle Naturmythen in's Halbdunkel gerückt; höchstens die Nixen des Rheines führt uns der Dichter einmal selber vor, wie sie „plätscherten mit den Schwänzen und plauderten geschwätzig,“ aber es ist doch nur in halber Helle mondbeleuchteter Mainacht. Jedesmal aber redet er selbst, sobald geradezu von den Göttern die Rede ist, von Odin und seiner Herrschergewalt über die Welt und die Schicksale der Menschen, von Freia und Frö, von Donar und den Nornen. Dann erzählt der Rhapsode in eigener Person, dena was er da redet und darstellt, sind gerade die Gedanken und Ideen, die sein Gedicht den entzückten Hörern und Lesern in's Herz schreiben will. Wahrlich, unser Dichter hat seiner Odyssee das Geheimniss der Episode abgelauscht, und wohl mehr vom Homer gelernt, als dieser selber gewusst hat. Indem wir nun kurz berichten, wie der Dichter seinen Stoff durch die 24 Gesänge vertheilt hat, möchten wir dem Leser etwa den Dienst leisten, den uns ein Skizzenblatt mit den einzelnen Köpfen und untergesetzten Namen bei der Betrachtung eines Kaulbach'schen Gruppengemäldes zu gewähren pflegt.

Nachdem der Dichter im **Vorgesang** sein Unternehmen gerechtfertigt, dann im Eingang echt episch den Inhalt des Ganzen angedeutet, die beiden Hauptpersonen mit wenigen Worten vorgeführt und den allen Modernen so interessanten Schauplatz seiner Sage, die Felseninsel Helgoland, vor die Phantasia hingzaubert, wendet er die ersten acht Gesänge an, den Hintergrund seines grossen Gemäldes

planvoll zu deuten. Zuerst weist er uns nach oben, auf den Himmel voller Götter, die das Ganze beherrschen; dann, während sein Epos fast still zu stehen scheint, aber doch stets lebendig fortschreitet, führt er in sinnvollen Mären alle mythisch-symbolischen Vorgeschichten und Vorbedingungen seiner Sage uns vor die Seele. — **Erster Gesang.** Sigfrid ist auf seiner zweiten Fahrt nach Helgoland, um der Brunhild das Brautgelübde zu halten. Hätte er seinen Zweck erreicht, so gäb's für uns keine Nibelungensage. Die Götterversammlung in Walhall. Odin, in weiser Fürsorge für die allmähliche geistige Entwicklung des Menschengeschlechts, gestattet der Freia, dem Frô und dem Volant, Sigfrid's Vermählung mit Brunhild zu hindern und des Helden Herz mit Liebe zu Krimhild zu erfüllen. Guta empfängt dazu von Freia den Liebestrank. — **Zweiter Gesang.** König Gunther in Worms sitzt mit seinen Helden beim fröhlichen Becher und Horand der Harfner singt ihm „Mären voll bunter Bilder und etwas hänglich.“ Wir erfahren die Mär vom König Niblung und seinem Schatz, vom Geizhals Antwari und seinem Ring, vom Räuber Reidmar und seinen gottlosen Söhnen, bis zur Verwandlung Fafner's in einen Lindwurm, den Sigfrid getödtet haben soll. Erste rühmliche Erwähnung unseres Helden. — **Dritter Gesang.** Derselbe Abend. Hagen sucht den Sigfrid zu verkleinern. Horand tritt für seinen Helden ein. Er nennt Bruubilde. Der König bekennt, dass er um sie zu werben wüschte, und seinen Sänger Volker ausgesandt habe, nach ihr zu forschen. Somit verlangt er von Horand die weitere Mär. Horand erzählt weiter: Sigfrid, der Drachentödter, kommt zum Hinderberge. Warnungen des Geistes der Mutter. Wir erfahren, dass Sigfrid ein Fündling ist. — **Vierter Gesang.** Derselbe Abend. Musikalisches Zwischenspiel. Macht der Musik. Horand erzählt Brunhilden's Entzauberung und ihre Verlobung mit Sigfrid. Ihr hochmüthiger Vorsatz, durch Sigfrid Stammutter eines Geschlechtes übermenschlicher Riesen zu werden. In diese Erzählung ist aus Brunhilden's Mittheilung die Wundersage von dem Geschlecht der Wölsunge eingefügt und Brunhild's frühere Versündigung gegen Wodan als Walküre. Diese Sagen erhalten wir also aus dritter Hand. Nun nimmt der Dichter selbst das Wort: Horand wird unterbrochen. Volker erscheint mit Brunhild's Bildniss. Oda's Weissagung. Gunther beschliesst nun fest, um sie zu werben. — **Fünfter Gesang.** Derselbe Abend. Sigfrid tritt auf. Schilderung seines Einzugs; der Held selber; Mime; Gunther empfängt ihn im Thronsaale; das trotzige Auftreten des Helden droht Streit, der aber besänftigt wird durch Krimhilden's Eintritt. Willkommbecher. Liebestrank. Fröhliches Gastmahl. Sigfrid's Körperstärke. Frage nach Sigfrid's Herkunft. Sigfrid giebt seinem Pflegevater Mime den Auftrag, diese Frage zu beantworten, und geht hinaus. — **Sechster Gesang.** Derselbe Abend. Mime erzählt Sigfrid's Jugend, aber er modelt mit schlauer Absichtlichkeit seine Erzählung, um auf den Gesichtern des Königs, seiner Mutter und seines Oheims Hagen nach dem Eindruck zu forschen, ob er etwa hier gehoffte Spuren von Sigfrid's Herkunft entdeckte. Das Kästchen mit dem Knäblein. Die Erziehung in der Schmiede. Der zerhauene Ambos. Das Schwert Balmung. Guta verräth sich. — **Siebenter Gesang.** Derselbe Abend. Mime erzählt weiter: Die Prophetin Oda lehrt den Heldenjüngling runische Weisheit und ein alter Kämpfe die ritterliche Kunst. Erste Thaten des Helden. Die Begebenheiten am Hofe des Königs Hartnit zu Holmgart; die Errettung der Hulda. Der Held wird zum Ritter geschlagen. Kurze Erwähnung seines Drachenkampfes und seiner Heldenzüge bis auf die Gegenwart. — **Achter Gesang.** Derselbe Abend. Von nun an nimmt der Dichter selbst das Wort. Die eigentliche Handlung beginnt. Wirkung der Erzählung Mime's auf Hagen und Guta; in der Thurmstube berathen sie, wie die Entdeckung ihres Verbrechens abzuwenden sei. Hagen verspricht Rettung. Seine Unterredung mit Wendel, belauscht von Mime. Die Rheinnixen tauchen auf. Episode: Wogllind enthüllt ihren Schwestern, wie dem Leser, die ganze Unthat und die Geschichte vom Wielantsgürtel. — **Neunter Gesang.** Derselbe Abend.

Gunther, Hagen und Sigfrid bereden die Brautfahrt; Letzterer erzählt die Verachmähung, die er von Brunhild erlitten, und verspricht für Krimhilden's Hand seine Mithülfe zur Ueberwindung Brunhilden's durch Gunther. Der erste Schritt in die Verschuldung, der erste Schritt zum Verderben ist gethan. Was Loki, der Gott der Finsterniss, Gesang I, bei Brunhild begonnen, setzt hier Hagen, das Kind der Finsterniss, bei dem Sonnensohn Sigfrid in's Werk. — **Zehnter Gesang.** Am andern Morgen. Mime, der väterliche Freund, am Bette des schlummernden Helden. Seine Liebe. Sigfrid erwacht, berichtet dem treuen Pfleger die beschlossene Brautfahrt, und dieser, aus Hass gegen Brunhild, beschliesst, um dem Helden zum Besitze Krimhild's zu verhelfen, ihm seine Herkunft noch geheim zu halten. Sigfrid's Verlobung mit Krimhild. Erschütternder Klagegesang der Nornen. (*Dein eigen ist alles* —). — **Elfter Gesang.** Vorbereitung zur Abfahrt. Hagen's Bedenken, ob er die Brautreise nicht lieber hindern soll; aber Loki giebt ihm ein, vielmehr den bedrohlichen Thronberechtigten durch das Ehebündniss mit dem Königshause zu verbinden. Der finstere Schatten vor der sinkenden Sonne, erblickt von dem verderbenbrütenden Hagen, von dem seligliebenden Brautpaar, von der sehnsüchtig harrenden Brunhild. — **Zwölfter Gesang.** Abfahrt von Worms. Brunhild auf Helgi's Insel; ihre Sehnsucht, ihre Reue, ihr Stolz; sie erblickt das ankommende Schiff Sigfrid's, ihre aufwallende Freude; ihre schreckliche Enttäuschung, da er sich als Dienstmann Gunther's zu erkennen giebt. Feierlicher Empfang des Helden. Gunther's Zuversicht, Brunhilden's Selbstbeherrschung. Bängliches Festmahl. — **Dreizehnter Gesang.** Vorspiel. Der Sänger vergleicht den Fortgang seines Liedes mit dem Laufe des Rheins. Brunhild's entsetzlicher innerer Kampf. Episode: die Frisin Ortrude, um ihre Herrin aufzustacheln, erzählt die wilde Mär von den Wölsungenhelden Sigmund und Sinfiötli. Nächtliche Berathung zwischen Hagen, Mime und Sigfrid zur betrügerischen Ueberwindung Brunhilden's. Auch Gunther soll getäuscht werden. Am andern Morgen der Wettkampf. Gunther siegt im Steinwurf, Sigfrid in Gunther's Rüstung im Wettsprung und Speerschleudern. — **Vierzehnter Gesang.** Die drei runischen Räthsel von Gunther gelöst durch Sigfrid's Hülfe. Brunhild ergiebt sich mit würdiger Fassung in die Fügung der Götter. Heimfahrt nach Worms zur Vermählung. Die erste böse That ist vollbracht. — **Fünfzehnter Gesang.** Das eben ist der Fluch der bösen That, dass sie fortzeugend Böses muss gebären. Sigfrid hat sich auf der Heimfahrt zum König von Santen gemacht. Verhängnissvolle Doppelhochzeit. Brunhilden's Frage, durch welches Verdienst sich Sigfrid, der Dienstmann, einen Anspruch auf die hohe Belohnung durch Krimhilden's Hand erworben. Gunther's lügenhaftes Ausweichen. Brunhilde versagt dem Gatten ihre Umarmung. Erste Episode: Brunhild berichtet ihrem Gatten die Bedeutung des Wielantsgürtels. Gunther und Sigfrid verabreden den zweiten noch schmachvolleren Betrug. Zweite Episode: Sigfrid erzählt seinem Schwager die Kräfte des Antwaranaut; — aber — „So sagen die Säger.“ — Er glaubt sie selbst nicht recht, sonst hätte er anders gehandelt. — Unser Dichter aber will, dass wir sie glauben. „So woben die Nornen das verstrickende Netz von der Niblung Noth.“ — **Sechzehnter Gesang.** Sigfrid, von der Bezwingung Brunhilden's zurückgekehrt, ist von seiner Gemahlin belauscht worden. Er verräth ihr halb und halb das Geheimniss, schenkt ihr den Antwaranaut und den Wielantsgürtel; wird dagegen von ihr auf Hagen's Nachstellungen aufmerksam gemacht. Sie ahnen Sigfrid's Verwandtschaft mit dem burgundischen Königshause und werden von Mime, der längst die Wahrheit erforscht hat, angetrieben, Worms eiligst ohne Abschied zu verlassen.

Siebzehnter Gesang. Sieben Jahre später. Gunther in häuslicher und politischer Bedrängniss. Sein schwächliches Knäblein Helgi. Guta's Wahnsinn. Die drohenden Franken und Hunnen. Brunhilde ahnt längst ihres Gatten Schwäche, und wird zur Klarheit aufgestachelt durch

die Frisin Ortrude. Der in den Rhein geschleuderte Granitklotz. „Heil mir, ich hasse!“ Sie bittet ihren Gemahl, den Sigfrid zum Balderfest einzuladen. Sigfrid in Santen. Sein hässliches Glück, seine Kinder. Er offenbart seiner Gemahlin, dass er ein Bastard Sigmund's sei; Krimhild's stolze Entwürfe. Reise nach Worms. — **Achtzehnter Gesang.** Die Königinnen beim Kampfspiel; Brunhilden's aufreizende Rede; Zank der Königinnen. Hagen giebt Sigfrid den Kampfpfeil höhnisch zurück. Gesandtschaft Ditrich's an Hulda. Beweis, dass Sigfrid Sigmund's ehelicher Sohn und Erbe Burgunds ist. Der alten Oda letzte Weissagung; (*In wogendem Wirrwarr* —). Deutschlands Zukunft. — **Neunzehnter Gesang.** Brunhild und Hagen beschliessen Sigfrid's Ermordung. Unterschied zwischen gekränkter hochherziger Weiblichkeit und teuflischer Bosheit. Hagen geht zu Krimhild und veranlasst sie durch eine Lügenepisode von einem unverwundlichen Christen ihm Sigfrid's verwundbare Stelle zu bezeichnen. — **Zwanzigster Gesang.** Das Balderfest. Krimhilde, stolz im prangenden Königsschmuck, hat den Vortritt; Brunhilde, in gemessener Zurückhaltung hinterherschreitend, erschüttert durch ihre erhabene Schönheit Sigfrid's Herz zur Reue. Sein Versuch, ihr ein versöhnliches Wort zu sagen, schneidend kalt abgewiesen. Die Königinnen im Bade. Kiesel! Krimhilde zeigt ihr Ring und Gürtel, welchen letzteren rasch die Meermaid ihr entreisst. Mime und Wendel auf der Verfolgung begriffen. Sibich der Welsche, der dem Hagen verräth, dass Sigmund's Mord, Sigfrid's Recht durch Oda offenbar worden. Krimhild erwartet bangend am Abend ihres Gatten Rückkehr. Das Balderlied; (*O Balder, mein Buhle* —). — **Einundzwanzigster Gesang.** Brunhilde verlangt von Gunther Sigfrid's Tod. Er schwankt. Hagen kommt und zeigt dem König, dass Alles verrathen ist. Mime's Tod. Aus Herrschsucht und Habsucht willigt Gunther stillschweigend ein. **Zweites Nornenlied;** (*Der Neid hat die Netze* —). — **Zweiundzwanzigster Gesang.** Die verhängnissvolle Jagd. Sigfrid's Abschied von Krimhild. Brunhilden's letztes Lachen. Helgi auf des Helden Ross. Versöhnende Botschaft an Brunhild; ihre Reue, ihr vergeblicher Versuch, ihn zu retten. — **Dreiundzwanzigster Gesang.** Die verhängnissvolle Jagd. Sigfrid rettet das Leben eines Hirsches, trifft mit Gata zusammen und erfährt die ganze Wahrheit. Die Sonnenfinsterniss. Sigfrid's Klagelied; (*Auch da droben ist Drangsal* —). Der Wettlauf nach der Linde am Quell. Die Ermordung. Das Maasslieb mit dem Blutstropfen. — **Vierundzwanzigster Gesang.** Krimhild an Sigfrid's Leiche. Drei Tage „unbewegt — aber wachend.“ Mime's Geist; (*Aus Tiefen des Todes* —). Die Versöhnung der Königinnen. Brunhilde verbrennt sich mit Sigfrid's Leichnam.

III. Verhältniss zum alten Nibelungenlied.

Fragen wir nun, wie sich Jordan's Neudichtung zu dem alten Nibelungenliede verhalte, so zeigt sich, bei aller wesentlichen Identität der Sage, die völligste Verschiedenheit in Allem, was die Auffassung und Ausführung betrifft. Nicht bloß das Versmaass, die Diction, die Darstellung im Einzelnen, vielmehr die Situationen, die Charaktere, die Motive haben eine fast gänzliche Umgestaltung erfahren. Zur neuen Dichtung verhält sich die mittelalterliche, wie ein Holzschnitt zu einem Oelgemälde. Der Gegenstand ist zwar derselbe, er zeigt sich aber nur in rohen Conturen, ungenügender Zeichnung, mindestens aller lebendigen Farbengebung entbehrend. Ueberdies wird überall klar, dass dem alten Sänger keineswegs das rechte Verständniss, ja nicht einmal die rechte Kenntniss seines Stoffes aufgegangen war. Was wir bei Jordan bis zur Ankunft Sigfrid's in Worms lesen, fehlt in dem alten Nibelungenliede fast ganz, und dadurch erhält auch alles Folgende eine andere Bedeutung. Von Brunhild's Abstammung und Jugend, von ihrer Verzauberung auf dem Hinderberge, von ihrer Erweckung

durch Sigfrid erfahren wir nichts; ebensowenig vom Ursprung des verderblichen Schatzes, vom Antwanaut und dessen Bedeutung; von Sigfrid's Jugend, seiner Erziehung durch Mime, seiner Verlobung mit Brunhild und allem was davon abhängt schweigt das alte Lied, kaum dass des Drachenkampfes Erwähnung geschieht. Man meine aber ja nicht, das alles sei nun Zusatz aus der Erfindung des modernen Dichters. Dieser versichert vielmehr, dass er garnichts aus eigener Erfindung biete, und soweit es den stofflichen Inhalt seines Werkes betrifft, hat er ohne Zweifel im Wesentlichen Recht; höchstens die Figuren Hulda und Oda und was damit zusammenhängt, wüsste ich ihm aus den Berichten der Edda, der Wölsungasaga und den anderen altnordischen Darstellungen der Sigurdsage nicht nachzuweisen,*) und selbst diese Geschichten, nur mannigfach modificirt, finden sich gleichfalls schon in mittelalterlichen Märcen und Sagen. Wo aber auch der Dichter etwas Eigenes hinzugesetzt hätte, that er es in der Ueberzeugung, dadurch nur ein verlorenes, aber echtes Mittelglied der Sage aus poetischer Intuition oder gleichsam aus angeborener Erinnerung wieder herzustellen. Es besteht darin mit Recht sein Hauptverdienst, denn er vollzieht dadurch an dem köstlichen Erbschatz deutscher Poesie dieselbe Revindication, welche Luther vollbrachte an dem heiligen Erbe ewiger Wahrheit, dem Evangelium, als er es aus den Quellen der heiligen Schrift, von allen Schlacken des Papstthums gesäubert, der christlichen Gemeine wieder zurückgab. An deutscher Dichtung wie an christlichem Glauben hat unser Volk ein unverlierbares Recht; beide sind viel mehr Eins, als die Meisten ahnen.

Nach dieser Bemerkung könnte der Leser sich vielleicht wundern, wenn ich den wichtigsten Act dieser Wiederherstellung der reinen Sage darin finde, dass der neue Dichter sein Epos von aller unmittelbaren Beziehung auf das Christenthum völlig frei gehalten und alle Anklänge an kirchliche Sitten ausgemerzt hat. Doch meine ich das ganz aufrichtig. Ich habe mich darüber schon in meinem Programm über Geibel's und Hebbel's Nibelungentragödien ausführlich erklärt, daher hier nur wenige Worte. Als Christen dargestellt verfallen unsere Helden nothwendig dem Gericht des göttlichen Gesetzes; vor diesem aber können sie nicht bestehen. Hebbel's Krimhilde, welcher der Kapellan an Sigfrid's Leiche das Wort von Christo vorhält, der alle Schuld auf sich genommen, damit die Rache Gottes sei und nicht der Menschen, ist eben dadurch, dass sie als Christin solches Wort kennt und anerkennt, und es doch durch die That verläugnet, nothwendig ein entschieden verwerflicher Charakter geworden, den wir beklagen können, aber sittlich verdammen müssen. Dabei wird aber das tragische Mitleid fast unmöglich. In der Nibelunge Noth stört die christliche Oberfläche nicht sehr, weil sie eben nur Oberfläche ist. Der Dichter hat durchaus nicht Ernst mit dem Christenthum seiner Helden gemacht, wie Hebbel. Geibel hat sein Drama völlig heidnisch gehalten, und uns doch dabei die tiefsten Blicke in das Wesen der Dinge thun lassen. So auch Jordan. Klopstock hat es freilich gewagt, nach dem Vorgange von Dante und Milton den ganzen christlichen Himmel, den Vater und den Sohn und alle Engel und Geister als Maschinerie in seiner Messiasde zu verwerthen; er that es mit frommer Scheu und lebendigem Glauben; das christliche Gemüth bleibt dabei so ziemlich unverletzt, und wird doch oft peinlich berührt, denn dem protestantischen Bewusstsein stehen doch diese Dinge für die Freiheit poetischer Gestaltung wahrlich zu hoch. Wenigstens ist dies die schwächste Seite seines Gedichtes. Dem mittelalterlichen Dichter konnte dergleichen nicht einfallen. Da er sich aber auch aller heidnischen Mythologie zur Symbolisirung der göttlichen Weltordnung enthält, so möchte man sein ganzes Epos mit einem hohen und tiefen Palast vergleichen, der des einfallenden Lichtes ermangelt.

*) Vgl. Dr. E. Koch: Ueber die Sage von den Nibelungen; im Programm der kgl. Landesschule zu Grimma. Michaelis 1868. Der Verf. hat die ganze alte Sage aus den altnordischen Büchern sorgfältig herausgeschöpft und mit unserm Nibelungenliede in Vergleich gestellt. Eine ungemein interessante und lehrreiche Abhandlung.

Ueber den inneren Zusammenhang des Gauzen lässt er uns im Dunkel. Jordan vergisst keinen Augenblick, dass er als moderner Dichter für Moderne dichtet. Uns interessiren bei der Betrachtung menschlicher Thaten und Geschehnisse ganz besonders die tieferen Quellen, aus denen sie hervorgehen; wir wollen Einsicht gewinnen in den Conflict des Menschengefühles mit den Mächten, die unser Leben regieren; das psychologische wie das religiöse Interesse will Befriedigung finden in einer überzeugenden Lösung des grossen Räthsels der Weltregierung und der Freiheit. Jedes Epos ist ein Versuch, diese Lösung an einem einzelnen bedeutenden Menschenschicksal zu versinnlichen. Unser Dichter giebt uns die seine unter dem einzig hierhergehörigen Bilde der altgermanischen Götterwelt. Odin ist als der höchste Lenker aller Geschehnisse dargestellt. Er vertritt nicht geradezu den Gott des Neuen Testaments, ja nicht einmal den Jehova des Alten, er ist vielmehr die Personification des heiligen Waltens Gottes in der Welt. Aber so gefasst muss die Rolle, die der Dichter ihm anweist, die gerechtesten Ansprüche der modernen christlichen Leser vollkommen erfüllen. Denn das ist der Grundgedanke, der überall durchklingt, dass, wie Nögelsbach von den homerischen Göttern sagt, so auch hier „die Welt anerkannt wird als befreit von blossen Naturgewalten; dass also die Naturmächte das Leben des Menschen nicht weiter als in seinen äusserlichen Verhältnissen bedingen;“ dass vielmehr eine weise und gerechte persönliche Macht die Geschehnisse der Menschheit wie des einzelnen Menschen zu einem erhabenen Ziele höherer Vollendung lenkt, ohne seine sittliche Freiheit zu gefährden, nur „durch die Mittel in seinem Gemüthe.“ Wie sehr es unserem Dichter damit heiliger Ernst ist, zeigt er dadurch, dass er, wie schon oben bemerkt, alles was die Götter betrifft, fast nirgend episodisch einer seiner poetischen Figuren in den Mund legt; von den Göttern spricht er immer in eigenem Namen. Mit einer rein epischen Schilderung der Götterversammlung eröffnet er sein Gedicht und fordert demnach unseren Glauben an alle darin ausgesprochenen religiösen Ideen. Dass er uns dabei auch noch Räthsel übrig lässt, ist wahr. Noch weiss ich nicht, was er damit meint, dass Brunhild durch selbstlose Liebe dem ermordeten Sigfrid den Weg aus Hela's Dunkel zum Licht in Walhall bahnt. Vielleicht will er jedem Leser die Freiheit geben, seine eigenen Gedanken darin zu finden, und die können dann einem Christen nicht zweifelhaft sein. Ein Anderer denkt vielleicht nur an die Verklärung des Todten im Gedächtniss der Nachwelt. Vielleicht bringt auch das zweite Epos, das uns der Dichter versprochen, das Hildebrandslied, die gewünschte Erklärung. Es ist ja auch nicht noth, dass jeder Leser mit allen Ideen des Dichters ganz einverstanden sei. Das dürfen ja nicht einmal ganz rechtgläubige Zuhörer und Prediger von einander verlangen. Wenn der Dichter den Ideen des Christenthums von Schuld und Strafe, von Sünde und Sühne, von Gerechtigkeit und Erbarmen genug gethan, dann darf er auf den Ehrennamen eines christlichen Dichters Anspruch machen, und den wird so leicht Niemand dem Sänger der „Nibelunge“ versagen.

Dem Verfasser des alten Epos kommt trotz aller kirchlichen Anklänge dieses Lob schwerlich zu. Bei ihm stehen im Leben seiner Helden Schuld und Schicksal kaum in rechtem, sicher nicht in gerechtem Zusammenhang. Wie könnte das auch sein, da er die Anfänge der Begebenheiten nicht kennt, — oder doch nicht erzählt. Sein Sigfrid bricht der Brunhild kein gegebenes Verlöbniß, kaum mag man ahnen, dass er ihr schon von früher bekannt war, als er mit Gunther auf Isenstein landet. So bleibt sein späteres Handeln und Leiden fast unmotivirt. Wie ganz anders hat Jordan die echte Sage aus alten Quellen wiederhergestellt; welch ein erschütterndes Bild gewährt die aus kaum merklichen Anfängen sich Schritt für Schritt entwickelnde verderbliche Macht des Goldes, welche in dem Symbol des Antwanaut durch das ganze Gedicht sich hindurchzieht. Noch meint zwar der Held: „nicht Nehmen und Geniessen, nicht das Werk sei seine Wollust, sondern blos das Wirken. Zu steigen und zu steigern seine eigene Stärke sei volles göttliches Fühlen. Stets besser gerüstet

rastlos zu ringen sei das ganze Glück, das er rastlos begehre.“ Aber schon hat mit Fafner's Neidgold sich die Herrschsucht seiner Seele bemächtigt; schon hält der Fürst der Finsterniss das Kind der Sonne am unsichtbaren Faden. Der rachsüchtige Regin hat ihn zum Kampf mit dem Lindwurm durch die an sich richtige Vorstellung angetrieben, dass der Besitz des Goldes ihm zu Macht und Ehren helfe; dann will er eine Krone erringen, um Brunhild zu besitzen; ihm wird also sein Heldenthum schon Mittel zu äusseren Zwecken. In Worms, von Krimhild's Schönheit bezaubert, ist er bereit, das Brautgelübde zu brechen; der Verliebte verkauft die Verlobte für die Geliebte. Dem ersten Betrug folgt der ärgere zweite; und nachdem er endlich seine Herkunft erfahren, trägt er sich mit Eroberungsgedanken gegen seinen Schwager. Das strahlende Bild der Sonne ist verfinstert in ihm, wie über ihm am Tage seiner Ermordung. Aber seine göttliche Abkunft verleugnet sich doch nicht. Anfangs weiss er selbst nicht, wie er schon gefallen; dann erliegt der Arglose den täuschenden Reden Hagen's, des Sohnes der Finsterniss, und den noch täuschenderen Regungen des eigenen Herzens; auch ist die Abneigung gegen das hünische Mannweib nicht ungerecht; und als er endlich sein Unrecht erkennt, wie rührend bereut er sein Vergehen, wie sucht er, leider zu spät, eine Versöhnung, durch Freundlichkeit gegen den kleinen Helgi, durch Bitten bei der Gekränkten um Vergebung; und er empfängt sie auch von ihr, nur leider auch zu spät. Wir aber vergeben ihm gewiss durch unser tragisches Mitleid, und das ist nicht zu spät; die Poesie hat ihn ja wieder in's Leben zurückgerufen. —

Alle wahre Poesie ist symbolisch. Man muss aber Symbol und Allegorie wohl unterscheiden. Allegorie findet statt, wenn der Dichter einen schon fertigen Gedanken durch ein anderswoher entlehntes, auch schon fertiges Bild ausdrückt. Das Alter dargestellt als ein wankeuder Greis, der Blitz als eine Schlange, die Farben als sechs Geschwister, das sind Allegorien. Symbolisch ist aber die Poesie, wenn es dem Dichter zwar zunächst einzig um den darzustellenden speciellen Gegenstand zu thun ist; dieser aber ist so beschaffen, dass sich in ihm auch allgemeine Gedanken aussprechen. Das Symbol ist ein lebendiges Antlitz, aus welchem die Seele hervorblickt; die Allegorie ist eine todte Maske, die ein Mensch vornimmt, um als etwas zu erscheinen, was er nicht ist, oder gar einer ausgestopften Puppe verbindet, um ihr den Schein des Lebens zu geben. Den gewöhnlichen Dichtern ist Venus blos allegorische Personification für des Abstractum Schönheit, Amor für Liebe und Flora für die Blumen. Aber bei Homer ist Zeus nicht der Himmel, sondern wirklich die im Himmel erkannte Gottheit, Poseidon ist nicht das Meer, sondern die im Meere sich beweisende göttliche Macht. Die späteren glaubenslosen heidnischen Dichter mögen ihre Götter zuletzt auch wohl meistens allegorisch aufgefasst haben, bei Homer sind höchstens die unteren Gottheiten Personificationen physischer oder sittlicher Begriffe, und auch nicht einmal immer. Wenn der Dichter allegorisch verfährt, so geschieht dies stets für jeden einzelnen Fall, ja für jedes einzelne Wort in bewusster Absichtlichkeit. Diese ist allerdings bei dem Symbolischen seiner Dichtung auch keineswegs ausgeschlossen, warum hätte er denn sonst seine Gestalten gewählt, wenn er nicht in denselben und durch dieselben hindurch uns zu höheren Gedanken anregen wollte; aber das Symbolische liegt in der ganzen Gestalt selbst, und daher ihre tiefere Bedeutung. Werther ist in Goethe's Roman zunächst Werther selbst, und nichts anderes; an diesem Menschen, an seinem Charakter, an seiner Liebe, an seinem Leiden und Tod sollen wir unser sympathisches Interesse nehmen. Im „Zauberlehrling“ sehen wir zunächst nur den vorwitzigen Burschen, den die tückischen Geister verdientermaassen mit Wasserwogen züchtigen, und sollen es auch nur; dann aber wird er uns zum Symbol der eitelen Ohnmacht eines Necker oder eines revolutionären Staatsverbesserers, der die Geister der Unzufriedenheit, der Widersetzlichkeit aufregt, ohne sie beherrschen zu können; symbolisch erscheint uns im Werther die mattherzige Sentimentalität „der kleinen Seelen, die ihr Dasein als schaal, ihr Schicksal als grausam beklagen und schelten, weil

ein inniger Wunsch ihnen ungewährt blieb; wo die grossen Herzen den Gram begraben, denn rüstige Thatkraft, statt verbitterten Zorn, gebiert ihr Verzichten.“

So ist Sigfrid uns zunächst nichts anders, als der einzelne liebenswürdige Held, der stärkste aller lebenden Menschen, was Körperkraft und Geistesklarheit betrifft; der Schönste unter den Sterblichen an Leib wie an Gemüth; eine sonnenhafte Natur, demüthig und stolz, rein und arglos, auf alles Edle gerichtet und angelegt, aber doch dabei nicht ohne eine gewisse Charakterschwäche, die ihn zum Spielball und zum Opfer der ihn umgebenden Bosheit macht — nicht ohne sein eigenes Verschulden. Aber eben darin ist er auch jedem sinnigen Betrachter, und soll es offenbar auch sein nach der Absicht des Dichters, ein Symbol des deutschen Charakters, eine Individualisirung deutschen Wesens und Geistes. Man muss nur einmal das ganze Epos von diesem Gesichtspunkte aus betrachten, so findet man überall die lebendigsten Anschauungen und die tiefsten Gedanken über deutsches Wesen. Dabei ist aber doch auch noch wieder Sigfrid als Deutscher und Sigfrid als Symbol des deutschen Volkes wohl zu unterscheiden. Man vergleiche folgende Stellen, wo Krimhilde ihren Gatten als berechtigten Erben der burgundischen Krone erkannt hat, und wo Mime ihn will zum König ausrufen lassen:

Heil dir, Sigfrid, dem Sigmundsohne,
Heil dir, erkannter burgundischer König,
Dir huldigt als Erste deine Krimhilde!
Heil dir, o Herrscher, vom Himmel erkoren,
Nicht nur der Burgunden, nein aller Gaus
Vom hunnischen Markland, vom östlichen Meere,
Vom rauschenden Rhein bis zum Reussenlande,
Von Belten und Sund zu den südlichen Bergen,
Von der Nordsee Schaum bis hinauf zu den Scheiteln
Der obersten Alpen voll ewigen Eises.
Nun weiss ich's gewiss, einst werden zur Wahrheit
Krimhilden's Träume, in denen du thronest

Mime aber sagt:

Ich kenne den Sigfrid,
Er ist zu genügsam, ihm fehlt nur die Neigung
Die Welt sich zu nehmen; denn wahrlich Niemand,
Wenn er es nur wollte, könnt' es ihm wehren.

Auf erhabensten Hochsitz als mächtigster Herrscher,
Wie noch keinen bisher die Welt gekannt hat.
Die Stufen des Thrones umstehen in Treue
Und einiger Stärke die sämtlichen Stämme
Der deutschen Zunge. Auf, diese Zukunft
Verwirkliche du! Du bist ihr gewachsen,
Mein grosser Sigfrid. Wenn du sie versäumtest,
So betrögest du treulos das Volk der Völker
Um die rettende That für ein ganzes Jahrtausend.
Du darfst nicht rasten, ich darf nicht ruhen,
Den Stolz dir zu stacheln, bis deine Stirne
Dies Dilemma ohne Gleichen umglänzt.

Doch dem stärksten der Helden versagte der Himmel
Die Härte des Herzens, die zähe Herrschaft,
Ersiegtes zu sichern zu eigenem Besitze.

Wir müssen uns hier auf diese zwei Citate beschränken; des Raumes wegen dürfen wir nicht einmal genügend eingehen auf das mit wundersamer Lebendigkeit gezeichnete Seitenstück Sigfrid's, zur Ergänzung der Darstellung deutschen Wesens in unserm Liede. Wir meinen den Schmied Mime, in welchem der moderne Dichter aus dem uralten Stoffe eine Gestalt herausgemisselt, die wir als eine unschätzbare Bereicherung unserer Poesie betrachten müssen. Gottschall hat sicherlich an diesen Mime nicht gedacht, wenn er behauptet, dass das deutsche Volk der Jetztzeit nichts mit dem deutschen Volk der Nibelungensage gemein habe. Ich würde den Leser bedauern, der noch „einer Balancierstange der Gelehrsamkeit“ bedürfte, um die Kluft zu überspringen, die ihn von diesem Mime trennt. Dieser Zwerg, dieses Urbild körperlicher Hässlichkeit mit rothem Kopf und Bart, aber voll Intelligenz und Kraft, voll Schlaueit und Umsicht, kunstfertig mit der Hand und schlagfertig mit dem Wort, nicht minder voll Poesie, wie der hochgebildete Sänger Horand, dabei von so zarter Empfindung und liebevoller Hingebung an seinen Pflegesohn Sigfrid, der ihm alles verdankt, Erziehung, Leitung und Rettung aus allen Gefahren, dass dieser erst fallen kann, nachdem sein treuer Pfleger für ihn gefallen ist; dieser Mime ist eine so köstliche Individualisirung der naturwüchsigen Kraft und Tüchtigkeit des deutschen „kleinen

Mannes,“ wie er uns z. B. in einem Hans Sachs, einem Peter Vischer, wie er uns noch in unserer Jugend in so manchem werktüchtigen und gesangesfrohen Handwerksmeister oder Gesellen entgegengetreten ist, dass er eben so lebendig und erquicklich die niederen Schichten unseres Volkes individualisirt, wie Sigfrid dasselbe in seiner durch höhere Bildung verklärten Gestalt darstellt. Wenn Jordan nichts geschaffen hätte, als diesen Mime, so dürfte ihm Niemand den Kranz verweigern. Sigfrid beweist seinem theuren Pfleger auch dieselbe dankbare Hingebung, die unsere Fürsten und Hochgestellten dem Volke schuldig sind, aus dem sie hervorgegangen, das sie trägt und hegt, das „die meisten Mühen mit ihnen gemeinsam erlebt und erlitten in treuer Liebe,“ das auf hundert Schlachtfeldern für sie geblutet hat.

„Er ist voll Stärke, wie der Nacken des Stieres,
Nur nicht stattlich gestaltet; der Erde Stiefkind,
Erhielt er vom Himmel die höchsten Gaben.
Der bedacht' ihn doppelt mit klugen Gedanken,

Dauerndem Gedächtniss, das niemals dunkelt,
Und einer Seele, die sammelnd und sichtig
Zu süssem Gesange die Sage modelt.
Stellt ihm den Stuhl auf höhere Stufen!“

Ja, stellt ihm den Stuhl auf höhere Stufen, ihr Weisen und Hochgewaltigen; ihr aber, Freunde deutscher Poesie, dankt dem Dichter, der ihn auf höheren Stufen vor Euch hingestellt hat. Wenn ihr selbst Deutsche, selbst Pfleglinge deutschen Sinnes und deutscher Tüchtigkeit seid, so braucht ihr keiner Gelehrsamkeit, um ihn zu lieben und euch seiner zu freuen, denn er lebt noch, und nicht bloß im Liede.

Unendlich gewonnen hat Brunhilde durch die neue Gestaltung. Der alte Epiker hat von ihrer Bedeutung keine Ahnung gehabt. Das mythische Zauberwesen der Sage hat er ihr nicht abzustreifen vermocht, und doch ist sie bei ihm nicht viel mehr als eine herbe Virago, die in jungfräulicher stolzer Sprödigkeit sich weigert, ihren Nacken unter das Joch der Ehe zu beugen, selbst nachdem sie sich zur Verlobung und zur Hochzeit verstanden hat. Als sie den ihr gespielten unwürdigen Betrug erfährt, rächt sie sich durch die Ermordung ihres Gegners und lebt dann in befriedigter Rache ruhig fort. So weit muss man Gottschall Recht geben, das ist keine Gestalt für moderne Poesie. Aber das liegt nur an der Auffassung des alten Epikers. Hebbel lässt seine Brunhild wenigstens in stumpfen Schmerz hinbrüten; erst Geibel hat in seiner grossartigen Dichtung uns gezeigt, was aus diesem Vorwurf sich machen lässt, und in gewaltigen grossen Zügen, wie es dem Dramatiker geziemt, hat er uns ein Seelengemälde entworfen, von Lieb und Hass, von Unrecht leiden und Unrecht thun, von Schuld und Strafe und Sühne, wie wir kaum ein zweites jemals auf der Bühne gesehen haben. Allerdings, erst auf der Bühne können die Umrisse des Dichters die völlige Ausführung finden; der Dramatiker muss seinen Kranz erst aus der Hand der Tragödin erwarten. Glücklicher ist der Epiker daran. Er hat die Mittel, seine Gestalten in's Einzelne auszumalen. Und das hat Jordan mit Meisterhand gethan. Die mythische Götternatur, die Geibel ihr entziehen musste, denn die tragische Bühne der Modernen duldet keine übermenschliche Wesen, konnte Jordan ihr zurückgeben, und so ist sie denn, wengleich eine menschliche Heldentochter, doch ursprünglich Walküre, und ihr Schicksal liegt schon in ihrer mythischen Vorgeschichte begründet. Hat doch selbst schon einmal die deutsche Theologie den Versuch gemacht, die Erbsünde aus einem vorweltlichen Sündenfall der Menschenseelen zu erklären. Sittlich wie poetisch ist Brunhilden's Schicksal bei Jordan hinlänglich begründet. Die Götter dulden keinen Frevel. Das ist aber die *ὑβρις*, welche selbst die homerischen Götter strenge bestrafen, wenn ein Mensch sich gegen sie, ja über sie erheben will. Dulden sie das doch nicht von den Titanen; fesseln sie doch den Prometheus an den Kaukasus, weil er die Menschen von der Macht der Götter emancipiren will. Und doch ist's wiederum die Signatur der Erhabenheit des Menschengeistes, dass er über die niederen Schranken der Naturmächte hinausstreben muss und ihre Fesseln zu brechen sucht. Erst im Christenthum ist die Lösung dieses alten Conflicts gegeben durch den Mittler, der die Menschen zu Gottes Kindern und Erben macht, weil er selbst Gottes Sohn ist. Brunhilde hat aber

einst zu Odin gesagt: „Es giebt einen Punct, so fest wie der Polstern, der niemals wanket, das ist mein Wille. Ihn ändert in Ewigkeit nichts von aussen.“ Aechte Minne will sie freilich nicht meiden, aber nur mit einem Manne sich vermählen, in dem kein Fünkchen von feiger Furcht ist; der im Wettkampf der Waffen und des Geistes sie überwältigt. Als sie Sigfrid als solchen erkennt, ruft sie freudig:

Wir beide, Sigfrid,
Erzeugen in Züchten die Erben der Zukunft.
Das Maass der Menschheit soll unsere Minne
Steigern und stärken, dass demuthsvoll staunend

Vor unseren Enkeln sich beuge der Erdkreis;
Sie sollen noch herrschen in wachsender Hoheit
Und edler Güte, wenn die Götter vergangen.

Das ist Brunhilden's Schuld. Aber auch ihre Grösse. Man muss sie bewundern, und unsere Bewunderung steigt bei jedem Schritt, den wir sie thun sehen. Allerdings wird der Antwaranaut, Sigfrid's Brautring, auch ihr zum Verderben; ihr Begehren nach der Krone, die der Held tragen soll, verleitet sie zu der augenblicklichen Aufwallung, in der sie den Kommenden zurückstösst. Volant triumphirt, die Nornen strafen ihren Hochmuth; aber herzerschütternd ist ihre Reue, herzerreissend ihr banges Sehnen, entsetzlich ihre Täuschung bei der zweiten Rückkehr Sigfrid's. Beim Wettkampf mit Gunther prangt sie in vollendeter Schönheit, und muss selbst demjenigen Mann imponiren, der sonst, wie Geibel's Sigfrid, nur das Widerspiel der Heldengrösse, „den Zauber holdbedürftiger Weiblichkeit“ in dem Gegenstand seiner Liebe sucht. Im geistigen Wettkampf beim Räthselspiel steht sie in strahlender Verklärung vollendeter Poesie vor uns da, sie ist ja selbst die Lösung ihres dritten Räthsels. Die muthige Fassung, mit der sie sich dem Sieger unterwirft, die gerechte Frage nach dem Verhältnis der angeblichen Dienstbarkeit Sigfrid's ist völlig motivirt in ihrer grossen Seele, und sie darf Wahrheit fordern. Mit tragischem Mitleid sehen wir sie der unwahrhaftigen Schwachheit Gunther's, der verhüllten Vergewaltigung Sigfrid's unterliegen. Sieben Jahre trägt sie ihr Schicksal geduldig, allerdings in absichtlicher Selbstbelügung; zu dem Jammer der Gattin kommt der Gram der Mutter, die Sorge der Fürstin, der Hohn Krimhilden's. Beim Balderfest geht sie hinter der von Hochmuth und Diamanten strahlenden Nebenbuhlerin doch als Siegerin einher:

Die hehre Gestalt voll stiller Hoheit
Und fürstlicher Fassung, weit umfaltet
Von schwarzem Sammet mit silbernen Sternen,
Keinen leuchtenden Reif in den Rabenlocken,
Noch ein blinkend Juwel, nur die weissen Blüten
Des Röseldorns bedeutsam und reizend

Anstatt der Krone zum Kranz gewunden. —
Keinen Schatten von Missmuth in ihren Mienen,
Das Herz voll Jammer, doch schöner denn jemals,
Und wahrhaft würdig, die Welt ihr bewundernd
In feuriger Liebe zu Füssen zu legen.

Da berührt auch Sigfrid's Herz die Reue. „Wer war der Mörder ihres Friedens? Wer machte so freudlos dies reiche Dasein?“ — Unselige Macht des Goldreifs vom Neidwurm der Nachtwelt.

Der Dichter hat aus der Wölsungasaga nun noch dazu die Badescene aufgenommen, in der Brunhild Ring und Gürtel im Besitz Krimhilden's entdeckt und von ihr Kebse gescholten wird. Es steigern sich die Kränkungen dergestalt, dass der Entschluss zur Rache an Sigfrid fast zu einer psychischen Nothwendigkeit wird; aber der Dichter hat in dem Gespräche der Königin mit Hagen uns klar gezeigt, welch ein Unterschied sei zwischen den herzerreissenden Kämpfen in Brunhild's erhabenem Gemüth und den gemeinen Motiven Hagen's, wengleich beide auf Eins hinauskommen, die Ermordung Sigfrid's. Aber hier endet nun auch ihre Schuld. Hätte sie die Macht der Götter besessen, den abgedrückten Pfeil noch vor dem Ziele zurückzurufen, Sigfrid wäre nicht gefallen. Das Wort der Reue, das Helgi ihr aus Sigfrid's Munde stammelnd überbringt, rührt ihre Seele. Ihre verzweifelten Versuche, den Sigfrid zu retten, misslingen. Die Götter wollten es nicht anders. Und als nun das Entsetzliche geschehen, da ist sie weit entfernt von dem jubelnden Frohlocken der Brunhild des 13ten Jahrhunderts; sie versinkt auch nicht in stumpfes Erstarren (Hebbel), sie folgt ihm in den Tod, nicht aus Verzweiflung,

sondern um in ewiger Gemeinschaft mit ihm zu leben. (Geibel) — Aber wenn es für den Dramatiker keinen anderen Abschluss gab, unser Epiker konnte uns noch einen grossen Schritt weiter führen, ohne zu fürchten, dass auf der lebendigen Bühne, die er sich in unserer Phantasie erbaut, irgend ein Wechsel der Scene durch unzulängliche Maschinerie die Wirkung versage. Er führt uns in's Todtenreich, wo Sigfrid's Seele unendlich leidet, weil ihm durch seinen unwürdigen Fall der Zugang in die Säle Walhall's verschlossen ist. Um ihn zur ewigen Herrlichkeit zu führen, erleidet sie den Tod aus selbstloser Liebe. Das Epos schliesst mit einem wundersamen religiös-sittlichen Räthsel. Brunhild erringt eine Versöhnung mit Krimhild durch eine so unerhörte Demüthigung, dass des Lesers Herz von Bewunderung ergriffen werden muss. Wer den letzten Gesang unseres Epos gelesen hat, muss gestehen, dass nicht leicht ein geistlicher Redner ergreifender gepredigt habe über das Thema: Wenn du mich demüthigst, so machst du mich gross.

Besteht demnach Brunhildens's steigende Grösse in ihrem Herabsteigen von der schwindelnden Höhe frecher Selbstvergötterung zur tiefsten Demuth in selbstloser Liebe, so sehen wir dagegen in Krimhilde eine gewissermaassen entgegengesetzte Erscheinung, die stetige Entwicklung des minniglichen Mädchens zu einem durch Liebe und Ehe, durch Glück und Unglück, durch fremdes Unrecht und eigene Schuld scharf ausgeprägten herben weiblichen Charakter. Diese Entwicklung hält sich aber in den Zonen rein menschlicher Lebensverhältnisse, und ist gleichsam als eine psychologische Studie zu betrachten. Die wesentlichen Grundlinien zur Gestalt Krimhildens's sind uns schon im alten Epos gegeben, die Ausmalung freilich ist unseres Dichters, der nur in sofern bis jetzt noch nicht sicher beurtheilt werden kann, weil uns noch seine Darstellung der späteren Rache fehlt. Sinnreich motivirt er das plötzliche Aufflammen der Liebe zu Sigfrid durch eine vorhergegangene poetische Neigung zu dem Sänger Horand; denn „die Lust am Liede wirkt mild und bezaubernd ein zartes Neigen, ein Erstlingsgefühl, ein ahnendes Vorspiel von dem Mai der Minne im Lenzhauch des März.“ Sobald sie aber durch Gespräche der Männer auf die trennenden Schranken des Standes aufmerksam wird, entfernt sie sogleich das Symbol ihrer Zuneigung von dem für den Sänger gestickten Harfenbunde. Da hört sie den Horand die Märe vom Sigfrid erzählen, und aus dem Eindruck dieser Märe entspringt der Traum von dem Falken, den ihr zweien Aare tödten. Als bald darauf Sigfrid einreitet und sie ihm im Königssaal den Willkommbecher reicht, ist sie vorbereitet genug, dass sie für ihre Person des Liebestrankes nicht bedarf. Sie vernimmt, wie zwei stattliche Heldinnen um Sigfrid's Liebe werben, Brunhild und Hulda, da kommt Liebesbangen in ihre Seele, und sie versteht nun erst das Wort, welches sie selbst ahnungsvoll zu ihrer Mutter gesagt: „Zuletzt sind Leiden der Lohn der Liebe.“ — Am andern Morgen tritt Sigfrid werbend in ihre Kammer.

Ein Taumel der Freude,
Schaam und Erwartung entscheidenden Wortes
Verwirrten Krimhilden. Sie war wie bewusstlos,
Und dennoch erblickte sie deutlichst die Blumen
Zu ihren Füssen. Ein purpurner Faden,
Ein zerrissenes Restchen der Wolle zum Ranfte
Am nun fertigen Haltband für Horand's Harfe
Lag da, geringelt wie eine Raupe. —
Dies Flockchen Wolle war ein Fleck im Gewissen,

Es mahnt' an Gefühle hinfert ganz unmöglich,
Für immer begraben und unbegreiflich.
Sie musst' es verbergen. Sie bückte sich nieder,
Fasst' es mit den Fingern und rollte den Faden
Zum Klümpchen zusammen, als würd' er sonst klagbar
Und sagte Sigfride, was ihre Seele
Noch gestern durchdämmert; — jetzt freilich verdunkelt,
Wie milder Mondschein vom strahlenden Morgen.

So hat denn in das weisse Blatt der reinen Mädchenseele das Bangen der Liebe die ersten charakteristischen Linien geritzt; die glänzende Brautkrone aus dem Nibelungenhorte zeichnet die Züge der Eitelkeit hinein; des Heldengemahles Herrlichkeit schreibt die Runen des Hochmuths und der Ueberhebung dazu, und schon in der zweiten Nacht nach der Hochzeit sprengt die Eifersucht darüber

ihre garstigen Flecke. Krimhilde hat die Abwesenheit ihres Gatten vom nächtlichen Lager erlauscht. In der Morgendämmerung zieht sie dem Schlafenden den von Brunhild erbeuteten Antwanaut vom Finger, und plötzlich werden in ihrem Gemüthe aus der Eifersucht alle bösen Geister des Misstrauens, des Neides, des Eigensinns und der Rache geboren; zugleich entdeckt sie Hagen's Hinterlist und feindlichen Hass, so dass Mime zur plötzlichen Abreise von Worms drängt, sonst wäre das Unheil sogleich losgebrochen.

Sieben Jahre glücklicher Ehe drängen die bösen Geister allerdings zurück; aber sie schlafen nur. Die wachsende Macht des Gatten reizt die Ehrsucht nur mehr, anstatt sie zu befriedigen; und als Krimhilde gar die Anrechte ihres Mannes auf die burgundische Krone erfährt, und die Bedrängnis ihres Bruders durch Hunnen und Franken, da mischen sich in die erhabene Begeisterung für die Grösse und Herrlichkeit des deutschen Volkes, welche edlen deutschen Frauen niemals fehlt, die kühnen Entwürfe der Herrschsucht. Motivirt ist somit allerdings die Rücksichtslosigkeit, mit der sie die unglückselige Brunhilde reizt und kränkt, aber nicht minder gerechtfertigt der Rath der Nornen, der sie zur Wittve macht. Wir können, was uns im Nibelungenliede unbegreiflich ist, nun beides begreifen, ihr Thun und ihr Leiden, — aber diese Einsicht ist dadurch erkaufte, dass uns der sittliche Fall der einst so holden Gestalt erschütternd klar vor die Augen gemalt ist. Allerdings ist nun das alles bei ihr durchdrungen und geweiht von heiliger Gatten- und Mutterliebe; die Scenen vor der Abreise nach Worms, wo Sigfrid ihr seine Abstammung entdeckt, und gar der thränenreiche Abschied vor der verhängnissvollen Jagd zeigen uns die liebende Gattin in schönster Verklärung. Das herbe Schicksal übt aber auch zuletzt noch an ihr seine sühnende, reinigende Macht. Nachdem sie drei Tage und drei Nächte an Sigfrid's Leiche gesessen, — unbewegt — aber wachend, — hebt Brunhilde durch die ihr abgerungene Versöhnung sie wieder empor, hinauf zu der sittlichen Höhe, auf der sie selber vor der Gattin des Ermordeten steht, indem sie ihr zu Füssen liegt.

Haben wir demnach in dieser Krimhilde ein lebendig ausgeführtes Charakterbild gewonnen, so müssen wir gestehen, um Hagen thut es uns leid, dass er in unserem neuen Liede, wenn auch sicher nicht an poetischer Wahrheit und sittlichem Interesse, doch an derjenigen Grösse verloren hat, die uns in dem Hagen des alten Nibelungenliedes von jeher eine der anziehendsten Gestalten hat erkennen lassen, die jemals die Poesie hervorgebracht hat. Es ist eine der schwersten Aufgaben der Dichtkunst, das sittlich Hässliche und moralisch Verwerfliche so darzustellen, dass es nicht blos noch mit dem Schimmer aesthetischer Schönheit umflossen bleibt, sondern dass auch noch ein Pulsschlag göttlichen Lebens aus dem Innern fühlbar hervordringe, damit der Glaube an die sittliche Natur des Menschen nicht verletzt werde. Im Leben mögen uns Bösewichter begegnen, bei denen unser Auge keine Spur mehr des Edleren findet, da muss denn unser Glaube an die Menschheit dasselbe voraussetzen; solchen Glauben zu motiviren, das ist eben die Aufgabe der Poesie. Weil wir das an Richard III. und Franz Moor fast ganz vermissen, darum werden wir durch sie wie sittlich, so auch aesthetisch verletzt. Im Mephistopheles hat Goethe sogar den Teufel wenigstens durch treffenden Humor und die schlagende Wahrheit der Thatsachen, durch welche er seine Lügen fälschlich begründet, uns menschlich näher gerückt; der Hagen des alten Nibelungenliedes ist mir von jeher als die vollendetste Lösung dieser Aufgabe erschienen. Er ist freilich stets „der grimme Hagen,“ der rücksichtslos Durchgreifende, der allerdings weder List noch Gewalt scheut, um sein Ziel zu erreichen, und dann auch vor keiner Consequenz zurückbebt; aber das geht bei ihm doch nicht aus reiner Bosheit hervor, er hasst viel weniger, als die beiden Königinnen, stets nur aus klar erkannter Nothwendigkeit für seine Zwecke: die Rache für das seiner Herrin angethane Unrecht, die Grösse seines Königshauses, die Ueberwindung seiner Gegner. Er hasst den armen Kaplan gar nicht, indem er ihn in's Wasser stürzt; er hasst auch

den Sigfrid nicht, indem er ihn tödtet, er straft blos an ihm sein Unrecht; er hasst Krimhilde nicht, indem er ihre Schätze in den Rhein stürzt, er will sich und seinen König nur schützen vor ihrem Hass. Nicht aus Neid sucht er ihre Vermählung mit Etzel zu hindern, sondern aus Vorsicht, und selbst die Ermordung des Ortlieb ist motivirt durch gerechten Zorn über die tausend hingemordeten Knechte. Dabei ist er nicht blos eines gewissen heiteren Humors fähig, wie die Scene mit Rüdiger's Töchterlein zeigt, sondern er giebt auch Zeichen von tiefem Gemüth; wenigstens seine Liebe zu Volker, sein Todesbund mit diesem in der letzten Nacht, vor allem aber sein Verhalten gegen Rüdiger, als er von ihm den Schild annimmt und dann auf jeden Kampf mit ihm verzichtet, das alles muss mit ihm aussöhnen, so sehr auch sonst seine Herbigkeit verletzen mag. Und bei ihm bedarf's kaum tieferliegender Motive, um alles zu begründen. Die Ankunft Sigfrid's findet ihn heiter und froh in wohlverdienten Ehren bei Hofe, offenbar als den ersten Lehensmann und Helden. Von Verwandtschaft mit dem Königshause ist, soviel ich mich erinnere, nicht die Rede; also ist's selbsterworbener Vorzug. Durch Sigfrid's Ankunft sieht er sich sogleich in Schatten gedrängt. Seine Abneigung ist also wohlberechtigt, und der Eifer, mit welchem er der Pflicht der Rache obliegt, nachdem die Pflicht der Treue sie gefordert, liegt in dem an und für sich ehrenwerthen Charakter. Es ist kaum etwas Neues, das nicht schon im alten Liede gegeben wäre, aber zart herausgeföhlt, wenn Geibel ihn sagen lässt: Ich habe wenig gute Tage im Leben gehabt, weder Weib noch Kind, weder Habe noch Gut; nur Eins war die Frucht meiner Sorgen und Kämpfe, das stolze Selbstgeföh! der Pfeiler dieses Königthums zu sein.

Und nun, nachdem ich zwanzig Jahr. allein
Dies Haus gestützt und tausendfach mein Blut
Verspritzt, um es zu festigen, nun zum Schluss
Kommt dieser Knab' im blonden Haar und zieht

In Haus und Herzen wie ein Sieger ein,
Gebeut in Rath und Feld; und ich, ich soll
Wie ein verrostet Waffenstück, das man
Um alte Dienste schont, im Winkel stehen.

Dies genügt, dass wir für den alten Hagen, trotz aller seiner grausen Thaten, die lebendigste Sympathie empfinden. Nun wissen wir freilich nicht, auf welche Weise der neue Dichter die Geschichte dieses Charakters in seinem zweiten Liede zu Ende führen wird, aber ganz so, wie im alten Liede kann es nicht sein, denn von vornherein hat er seinen Hagen ganz anders angelegt. Dieser ist mit einem Verbrechen belastet, er hat einen Königsmord, zwar nicht auf dem Gewissen, denn er ist ein Kind der Nacht, doch auf der Seele, und sein ganzes Gebahren ist fast nur darauf gerichtet, die Entdeckung zu hindern, die Folgen abzuwenden. Alle List, aller Scharfblick, alle Energie, die er dabei entwickelt, alle Selbstverleugnung, die er dabei übt, ja selbst die Treue gegen sein Königshaus, die er darin bewährt, mögen uns doch mit seiner Person nicht versöhnen. Den grossartigen, den kühnen Mann sehen wir allerdings in ihm, eine gewisse Bewunderung können wir ihm nicht versagen, aber er bleibt uns immer, dem Sonnenkinde Sigfrid gegenüber, das Kind der Nacht und der Sünde. Die souveräne Heiterkeit, mit welcher der alte Hagen über seinen Thaten steht, ist in dem neuen Liede dem Loki zugefallen, die Gemüthlichkeit und zeitweilige Behaglichkeit des alten grimmen Hagen fehlt ganz, uns bleibt nur die Gestalt des bösen Principis, in einer allerdings lebensfrischen, mit allen Vorzügen des Verstandes, der Einsicht, der Kraft und des Willens ausgezeichneten Persönlichkeit, — den alten biderben Hagen haben wir verloren. Allerdings konnte ihm der Dichter keine andere Stellung anweisen, wenn der Gegensatz der Mächte des Lichts und der Finsterniss, wie in Odin und Loki, in Brunhild und Krimhild, in Mime und Ortrude, so auch in Sigfrid und Hagen sich uns hier in den bunten Regenbogenfarben aesthetischer Schönheit deutlich darstellen sollte. Aber warum hätten wir denn den alten Hagen verloren? Bleibt er uns doch im Nibelungenlied unverändert stehen. Wir können ja nach Belieben zu ihm zurückkehren. Wem wäre es nicht begegnet, dass er in einer neuen Wohnung ein altes liebes Bild bei Seite stellen musste, weil es an der neuen Wand die harmonische Anordnung des Ganzen stören würde.


IV. Die Form.

Wir dürfen die Grenzen einer Schulschrift nicht überschreiten, und müssen daher zurückhalten, was wir sonst noch sagen möchten über mehrere andere wichtige Charaktere, und ihre Bedeutung im Ganzen und für das Ganze. Auch was die Form der Darstellung betrifft, müssen wir es uns versagen, auf die Pracht der Naturschilderungen, den Reichthum an treffenden Gleichnissen, den Schatz gedankenreicher Sentenzen, die Methode der Charakterisirung und Gruppierung näher einzugehen; wir hätten in dieser Hinsicht noch auf gar manches Interessante hinzuweisen; vor Allem hätten wir uns gern über die religiöse und nationale Bedeutung des Gedichtes etwas näher eingelassen, als es im Bisherigen meist nur beiläufig geschehen ist; uns bleibt nur noch Raum für eine kurze Anlassung über den Vers und die Stabreime, deren sich der Dichter bedient hat. Er hat dadurch eine wichtige Neuerung eingeführt, wenn man nämlich Neuerung nennen darf, was doch eigentlich nur Wiederherstellung eines Alten und Ursprünglichen ist. Nachfolger findet er gewiss und hat sie schon gefunden. Die Frage nach dem für ein deutsches Epos passenden Versmaass ist seit Gottsched viel ventilirt. Von dem Alexandriner der Franzosen wandte man sich mit Ueberdruss ab, obwohl er den Vortheil bietet, dass er den Dichter nicht durch Strophen von begrenzter Verszahl beschränkt. Die regelmässigen zweimal drei Hebungen mit einsilbiger Senkung und stumpfem Einschnitt in der Mitte klingen im Deutschen zu klapperhaft eintönig, besonders seitdem wir durch Opitz und seine Nachfolger unsere Hebungen und Senkungen nach lateinischen Quantitätsbegriffen als Längen und Kürzen zu betrachten gewohnt sind. Der französischen Sprache und ihrer Betonung ist dieser Vers gemässer; sie hat auch fast keinen anderen für's Epos, für Tragödie und Komödie, für die Gedankenlyrik, die Satire und die Epistel. Von den Italienern und Spaniern haben wir für das Epos die Terzinen und die Ottave rime entlehnt. Die ersteren haben den Vorzug, dass sie keinen Strophenabschnitt fordern, aber der kunstvolle Reimwechsel in Kettenform: a b a, b c b, c d c, d e d — c . . . , macht sie für unsere an Reimen ziemlich arme Sprache höchst schwierig. Wer bewunderte nicht die modernen Dantefübersetzungen in Terzinen, aber man merkt doch den Versen den Zwang an, welchen sie dem Dichter und der Dichter ihnen angethan; Chamisso's und Rückert's kürzere poetische Erzählungen in dieser Form verdienen allen Respect, den wir sowohl den Dichtern als unserer Sprache zollen; aber sie haben doch nicht immer, wie Goethe sagt, aus ganzem Holze geschnitten, sondern bisweilen unverkennbar auch leimen müssen. Heller's neuestes Epos *Ahasveros* ist in dieser Hinsicht ein Kunststück, das dem Kunstwerk nahe kommt. Wieland in seinem *Oberon* und Schiller in seinen Uebersetzungen aus der *Aeneide* bedienten sich der achtzeiligen Stanze nach dem Vorbilde des Ariost und Tasso, aber freilich ohne genaue Beschränkung auf die ursprüngliche Form: acht Zeilen in fünffüssigen Jamben mit der Reimfolge a b a b a b c c. Sie liessen dagegen vier-, fünf- und sechsfüssige Zeilen frei mit einander abwechseln und gefielen sich in den mannigfachsten Reimverschlingungen. Ihnen folgte z. B. Schulze in seiner *Caecilie*; in der *bezauberten Rose* dagegen hat er die regelmässige Ariostische Ottave mit Meisterschaft behandelt. Für romantische Epen und erhabene Lyrik, wie z. B. Goethe's *Zueignung*, möchten wir ihrer auch fortan nicht entbehren; die deutsche Sprache, wenn sie sich nur nicht blos auf weibliche Reime beschränken will, hat sich mit überraschender Gewandtheit in diese schöne Form geschmiegt. Ein romantisches Gedicht in reinen Stansen gemahnt mich, wie ein lieblicher Marmortempel mit runder Kuppel auf heiteren ionischen Säulen. Aber freilich, auch hier liegt die hemmendste Fessel nicht in den Gesetzen des Reims, sondern in der Strophenabtheilung; jeder Gedanke, jede Schilderung muss auf acht Zeilen sei es nun verkürzt oder gar ausgedehnt werden. Schiller hat das bei seiner Uebersetzung der fortlaufenden Hexameter Virgil's, wie er selbst eingesteht, besonders schmerzlich empfunden. — Es war daher der folgereichste Fortschritt, den die deutsche Epik durch Klopstock that,

als dieser sich in seinem Messias zum Hexameter entschloss, wie er seine Lyrik in das Gewand classischer Odenmaasse gekleidet hatte. Frei von den Fesseln der Strophe bediente er sich der alten Form auch in quantitativer Hinsicht mit grosser Ungeniertheit. Auf die Beobachtung der Quantität nach Opitzischen Regeln legte er wenig Werth; Trochaen (— ◡), Amphimacer (— ◡ —), ja sogar Amphibacchius (— — ◡) finden wir nicht selten an Stellen, wo ein Dactylus (— ◡ ◡) oder ein Spondeus (— —) stehen sollte, daher kann man manchen Vers Klopstock's mit gleichem Recht oder Unrecht auf mehr als eine Weise scandiren. Allerdings konnte Klopstock sich für sein Verfahren auf den Genius der deutschen Sprache berufen, die über unbetonte Längen mit Leichtigkeit hinweggleitet, wenn nur in den Hebungen der rechte Tact beobachtet wird; desto mehr aber war es gegen den Genius des lateinischen Versmaasses, das unser Dichter nun einmal angenommen hatte. Seitdem nun aber Voss und seine Schule mit ihren der römischen Verslehre entnommenen Forderungen an die deutschen Hexameter herangetreten sind, seitdem ein Platen und ein Rückert uns durch die That bewiesen haben, dass denselben mehr als genügt werden kann, nimmt ein classisch gebildeter Leser nicht blos an Klopstockischen, auch an Goetheschen und Schillerschen Hexametern oft gerechten Anstoss. Gebt ihr euch einmal für Poeten, nun so commandirt die Poesie auch hinsichtlich der Versfüssel Unsere Sprache hat durch diese Bestrebungen in altclassischen Rhythmen tanzen gelernt; schön, es hat ihr nichts geschadet; sie hat an Wohlklang und Wohlbewegung gewonnen; man kann nie zu viel lernen, wenn man es nur recht lernt; — aber man muss nicht alles Gelernte jederzeit anwenden wollen. Man tanzt nicht immer, nicht im gemüthlichen Familienkreise, nicht bei der Mahlzeit, nicht auf feierlichem Kirchgange. Für eine Reproduction des Nibelungenliedes war der Hexameter ebenso wenig passend, wie die Ottave rime oder die Terzine. Ich habe schon eingestanden, dass mir kein anderes Versmaass in den Sinn gekommen war, als die alte Nibelungenstrophe. Als Knabe hatte ich sie kennen gelernt aus Uhland's „Des Sängers Fluch,“ und sie dann wieder erkannt in seinem „Märchen,“ auch bald bemerkt, dass sie in geistlichen Liedern, z. B. „O Haupt voll Blut und Wunden,“ „Befehl du deine Wege“ — nur durch rein iambische Bewegung vereinfacht und durch Mittelreime „verziert“ häufig gebraucht sei. Ich will bekennen, dass diese Strophe in ihrer echten Gestalt, wie sie der moderne Leser auch in Simrock's Uebersetzungen findet, mir anfangs garnicht zusagte, und am allerwenigsten die Verlängerung der letzten Halbzeile, die mir im Gundrunliede noch heute geradezu unleidlich ist. Ich ergab mich darein und schob es auf einen beschämenden Mangel an altdeutschem Sprachgeföhle; mir wäre jedenfalls eine Behandlung, wie etwa Friedrich von Heyden in dem „Wort der Frau“ sie gebraucht, am zusagendsten gewesen. Wegener in seinem neuen Nibelungenliede hat sich zwischen zwei Hebungen immer nur eine Senkung gestattet; dadurch wäre der Vers fast regelmässig iambisch geworden; aber er hat dagegen sich auch die Weglassung der Senkung in der Mitte wie zu Anfang des Verses, ganz besonders aber in der achten Halbzeile erlaubt, wodurch er eine schöne Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache zur Geltung bringt, die allerdings oft in einem Worte zwei Hebungen nebeneinander hat, eine hoch- und eine tieftonige, die sonst in keiner der gewöhnlichen Versformen antiker Messung Platz finden; z. B. Hëlmsieder, schläftrünken. Aber wie viel auch dadurch für die alte Nibelungenstrophe an Wohlklang gewonnen worden, an Eintönigkeit, an Mangel an Freiheit hat sie auch zugenommen, und was das Schlimmste ist, immer noch bleibt die einzelne Strophe mit ihren nur vier Zeilen ein Prokrustesbett, für jede grossartige Schilderung zu kurz, für jeden einfachen Gedanken zu lang. Zu wie unzähligen rein überflüssigen Flickversen der alte Nibelungendichter dadurch veranlasst worden, kann man auf jeder Seite mehrmals sehen.

Dem allen ist Jordan entgangen, indem er die allitterirende Strophe des alten Heliand, allerdings ungemein reicher und melodischer, wiederhergestellt hat. Es gemahnt an das Ei des Columbus;

die Frage nach dem rechten Versmaass eines neudeutschen Heldenliedes scheint mir endgültig entschieden. Dass alle anderen Formen daneben bestehen bleiben mögen, ja sollen, versteht sich von selbst, und Niemand darf dem Dichter eine Feindschaft gegen den Reim schuld geben, den er in seinem Demiurgos mit Meisterschaft gehandhabt, noch ihm etwa die Absurdität unterschieben, fortan müsse jedes Liebesgedichtchen oder Frühlingslied in reimlosen Heliandzeilen gesungen werden. Er selbst hat sich in seiner Abhandlung „Der epische Vers der Germanen“ hinlänglich darüber ausgesprochen, mir bleibt hier nur die Aufgabe, von dem was er dort sprachlich und musikalisch begründet hat, das Hauptergebniss in Worte zu kleiden, die solchen Lesern leichter verständlich sind, welche ihre etwaige Kenntniss deutscher Versformen in der herkömmlichen Weise an die Namen römischer Versfüsse und Strophen zu knüpfen gelernt haben. Auf den ersten Blick werden solche Leser es nicht fassen können, wie eine Verszeile, die möglicher Weise bis zu sechzehn Silben verlängert werden kann und mitunter sechs bis sieben, ja noch mehr solcher Silben zählt, welche man als Längen zu bezeichnen pflegt; die dann aber auch möglicher Weise sich bis auf vier Silben beschränken kann, einen und denselbigen Verstact enthalten könne; doch wird jeder irgend für Wohllaut und Wortklang organisirte Leser alsbald finden, dass es hier so sei, nur mag er nicht gleich begreifen, woher es komme. Es verhält sich damit also: Jede Zeile besteht aus zweimal zwei Auftacten oder Hebungen, von denen jede eine oder zwei, je nach Ermessen des Dichters wohl noch mehrere Senkungen, d. h. garnicht, oder doch minder betonte Silben vor sich hat, die allerdings oftmals auch sogenannte Längen sein können. Aber diese Senkungen können auch ganz fehlen; der Vers kann gleich mit der Hebung anfangen; es können in der Mitte des Verses zwei Hebungen zusammentreffen. Der Grundton ist also folgender Tact:


 — — — — —

Zulétzt ist Leiden der Lóhn der Lúbe. (Vgl. unten unter den Beisp. 1. 2. 4.)

Man wird, sobald man diesen Tact sich eingepflegt hat, gar bald sich darin finden und merken, dass derselbe nicht gestórt wird, wenn in einer Zeile etwa die zweite³⁾ oder die vierte⁶⁾ Senkung aus zwei Silben besteht oder auch beides in demselben Verse stattfindet.⁸⁾ Etwas mehr Befremden mag es erregen, wenn gleich Anfangs die erste Senkung ganz fehlt.⁹⁾ In den ersten fünf Zeilen des Vorgesanges (vgl. unten Beispiel III) findet man die Beispiele von allen diesen fünf Fällen. Der Leser kann nicht verkennen, dass alle diese Zeilen denselben Tact haben, obgleich in der That jede derselben anders gebildet ist. Das Weitere macht kaum noch Schwierigkeiten. In der sechsten Zeile¹⁰⁾ hat die zweite Hälfte vor dem Worte *Drossel* keine Senkung; die achte¹¹⁾: *Lockruf und Lied . . .*, hat zu Anfang keinen Vortact; die neunte¹²⁾: *Wie verstúmmte . . .*, hat dagegen vor der ersten Hebung deren zwei (*Wie ver—*). Dass nun gar manche Silben in diesen Senkungen allerdings eigentlich Längen sind, und in regelrechten Hexametern für Längen gelten müssten, hier aber von dem Dichter als unbetonte, wie man zu sagen pflegt, kurz gebraucht werden, ist nach unserer ganz allgemeinen Sprechweise völlig gerechtfertigt; nicht blos die Schlussworte: *Wohllaut* (v. 3), *Buchfink* (v. 6) lassen die Silben *laut* und *fink* unbetont, wie auch in iambischen und trochäischen Versen solche Endsilben für unbetont gelten, sondern auch in der Mitte des Verses wird Niemand an der kurz zu sprechenden Senkung *zeit* in *Vorzeit*,⁶⁾ *voll*,⁷⁾ *ruf* in *Lockruf*¹¹⁾

I.

- 1) So sprách er lústig — und sah das Leuchten
 2) Der Góldbegierde — in Gúnthers Áugen.

II.

- 3) Was hóffst du zu hólen — vom Hínderbérge?
 4) Nur Gláns ist óben, — das Glúck ist unten.

III.

- 5) Ich wáge zu wándern verlássene Wége

6) Zur féernen Vórzeit unseres Vólkes.

7) Erwáche denn Weíse voll Kráft und Wóhllaut,

8) Die Mútter Natúr germánischem Múnde

9) Eíngébildet und ángébóren,

10) Wie dráussen im Búsche Dróssel und Búchfink

11) Lóckruf und Lied von der Meísterin lérnten.

12) Wie verstúmmte sie dénn, so fráget Ihr stánnend.

13) Vernáhmt, wie sie stárb, wie sie nún auferstánden.



irgend eine Härte finden. Nur in der letzten Zeile giebt das letzte Wort *aufgestanden* dem norddeutschen Ohre einen Missklang. Wir sagen bei uns zu Lande stets: *aufgestanden*. Unser Dichter hätte dies Wort hier sicher nicht angebracht, wenn er nicht stets: *aufgestanden* betonte.

Auch ich habe die von Jordan vorgeschlagene Probe oft gemacht und stets gefunden, dass jeder sonst nur einigermaßen richtig lesende und betonende Knabe fast immer den vom Dichter beabsichtigten Tonfall trifft, was doch selbst guten Kennern des Hexameters bei Klopstock's, ja bei Schiller's und Goethe's Versen mitunter erst nach vergeblichen Versuchen gelingt. Wer jemals den Rhapsoden selbst seine Verse hat vortragen hören, dem kann diese „Weise voll Kraft und Wohlklang“ nicht anders als hinreissend schön erschienen sein. Was aber das Wichtigste dabei ist, diese Verszeile lässt nun bei aller Einfachheit und unverrückbaren Gleichheit des Tactes dennoch eine so überaus reiche Mannigfaltigkeit und Abwechslung der Bewegung zu, dass sie jedem Inhalt, jedem Gedankengang, jeder Stimmung gemäss eine entsprechende Form annehmen kann. Man hat stets diesen Vorzug an dem Hexameter mit Recht hoch gepriesen; er kann auch allerdings, je nachdem der Inhalt es fordert, bald langsamen Schrittes wandeln durch gehäufte Spondeen (— —), bald hüpfen in rascher Bewegung durch überwiegende Zahl von Dactylen (— ∪ ∪), bald durch ein geschickt nach der ersten Länge eines Fusses angebrachtes Komma einen anapästischen (∪ ∪ —) Schwung annehmen. Aber in Einem ist er doch stets gebunden, er muss immer mit einer wuchtigen Länge beginnen, die Bewegung ist im Grossen und Ganzen immer ein Herabstürzen; der Vers Jordan's fängt aber beliebig mit der Länge oder der Kürze an, ist also nach Ermessen sinkend oder aufsteigend; und der eben so frei gestattete Anfang mit zwei unbetonten Silben giebt ihm auch, wo es sein soll, anapästischen Schwung. Durch das Recht aber, die Senkungen gänzlich ausfallen zu lassen, ist dieser Vers auch zu einer tiefen Kraft befähigt, die bisweilen erschütternd wirkt. Von solcher Wirkung ist sicher jedem sinnigen Leser der mehrmals wiederkehrende Vers, wie Krimhild an Sigfrid's Leiche sitzt: *Únhewégt, áber wáchend*. — Eine besonders glückliche Tonmalerei findet sich am Schluss des dreiundzwanzigsten Gesanges, wo bei der Schilderung des Todes Sigfrid's der Zorn des Durchbohrten sich in gewaltig stürzenden (— ∪ ∪) Dactylen ergiesst, aber absatzweise — Schurkischer Meuchler — Schandsohn der Hölle; dann sein Zucken und Todeswälzen in abgebrochenen Choriamben (— ∪ ∪ —): *Meistert den Tod — Tastet umsonst — Links nach dem Schwert —*; endlich das letzte Hinsinken des Sterbenden in ununterbrochenen Dactylen (— ∪ ∪) mit anhebendem Vorschlag ausgedrückt wird. (Vgl. unten Beispiel IV.) — Nur an einer Stelle, soviel mir aufgefallen ist, denn der Dichter besitzt eine wundersame Geschicklichkeit, aus einer Tonart in die andere überzugehen, hat er sechstactige Verse angewendet, nämlich wo Brunhild bei den Tönen von Volker's Geige in selige Träume vergangener Zeiten versinkt, während Gunther ihrem letzten Räthsel nachsinnt, dessen Lösung sie selbst ist. Sie blickt auf den Antwaranaut an ihrem Finger;

Sie trüg dies Pfánd der Treúe — seit Jáhren schön und träumte
Nun dóch, sie háb' es héute — von Sigfrid érst erhálten,
Und héute schön zur Hóchzeit — kám' er sie zu hólen.

Wodurch sich dieses rechtfertigt? Der Vers malt das stille sinnige Verweilen der hohen Heldin mit zartem Herzen in der hängsten Entscheidungsstunde ihres Lebens.

IV.

Die Lippen lechzen, er muss sie laben
Und bückt sich tiefer. Da bohrt ihm den Tod
Hagen's Geschoss vom Schulterblatt links
Rücklings herein; zu den Rippen heraus
Durchbricht es die Brust. Schrecklicher Schrei!
„Schurkischer Meuchler, Schandsohn der Hölle,

„Mit mir hinab in die grausige Nacht!“
Ruft er noch aus, rafft sich empor,
Meistert den Tod, tastet umsonst,
Links nach dem Schwert; — grässlich schwankt,
Umrieselte vom Blut, im Rücken der Speer,
Und reisst auf den Rasen den Röchelnden nieder.

Wir können uns nicht enthalten, aus dem Kapitel über die sprachliche Behandlung des Verses, die Ton- und Wortmalerei in demselben und die Lebendigkeit der Schilderung bei unserem Dichter, das wir des Raumes wegen unterdrücken müssen, wenigstens noch ein Citat anzuführen, in welchem Volker's Spiel auf seiner Wundergeige geschildert wird:

Er hebt die Geige. Goldrein girren
Vom Schweigen erlöst die vier Geschwister,
Die Saiten, zusammen und singen beseligt.
Das ist ein Suchen, ein unsägliches Sehnen,
Fliehen und Finden, Fliehen und Folgen,
Ein Jubeln und Jauchzen und jähes Jammern,

Ein wildes Kämpfen, ein wonniges Küssen.
Nun tauchen die Töne in dunkle Tiefen,
Nun heben sie hell ihre Flügel zum Himmel.
Die Hörer lauschen mit klopfendem Herzen,
Der Gegenwart ganz und gar vergessend,
Altes erinnernd, Ewiges ahnend.

Und Schilderungen dieser Art findet der Leser fast auf jeder Seite!

Es bleiben uns noch einige Worte über die Allitteration oder die Stabreime zu sagen, die der Dichter statt der gewöhnlichen Endreime angewendet hat. Die soeben angeführte Stelle macht die Sache auf den ersten Blick deutlich. Die Stabreime bestehen darin, dass in jedem Verse von den Auftacten, d. h. den betonten Hauptsilben, zwei, drei oder vier mit demselben Consonanten beginnen. Bezeichnen wir diese gleichen Consonanten mit dem Buchstaben a und die nicht übereinstimmenden Anfangsconsonanten (NB. der Stammsilben, nicht des Wortes) mit den Buchstaben b und c, so ist die erste Zeile: *Er hebt die Geige, golden girren*, zu bezeichnen als b a a a; in der zweiten: *Vom Schweigen erlöst, die vier Geschwister*, erkennen wir die Folge a b c a; in der dritten: *Die Saiten zusammen und singen beseligt*, beginnen alle vier Hebungen mit demselben Stabreime a (a a a a). Die Zeile: *Ein wildes Kämpfen, ein wonniges Küssen*, hat zweimal zwei entsprechende Consonanten: w k w k (a b a b). Dasselbe gilt von der Zeile: *Fliehen und finden, fliehen und folgen*; denn obgleich alle vier Hauptsilben mit f beginnen, so sind doch nur die zwei fl und die zwei einfachen f einander entsprechend, also ist auch diese Zeile nur durch a b a b zu bezeichnen, und nicht etwa a a a a. Dagegen gilt letzteres von der letzten Zeile: *Altes erinnernd, Ewiges ähnend*. Hier beginnen alle vier Stammsilben mit einem Vokal; Vokale gelten mit Recht als Stabreime, auch wenn sie ungleich sind, denn bei deutlicher und richtiger Aussprache lässt man bei jedem Anfangsvokal einer Hauptsilbe einen leisen Anhauch vorhergehen, der freilich im Deutschen nicht, wie im Griechischen, durch ein Schriftzeichen angegeben wird, aber doch deutlich gehört werden kann.

Es bedarf geringer Aufmerksamkeit des Lesers, um zu erkennen, wie mannigfach wechselnd, wie fein gewählt, wie reich verschlungen diese Stabreime in den Verszeilen angebracht sind. Jordan erklärt einmal die Reihfolge a a a b für die wohl lautendste, mir klingen fast immer diejenigen am einschmeichelndsten oder — am einschneidendsten, wo die Reihfolge a a b a ist. In Stellen, wo die Rede ruhig erzählend oder schildernd fortgeht, so dass sie sich gleichsam der Prosa nähern soll, genügen zwei entsprechende Reimsilben; in hochgehobenen Stellen, in Sentenzen oder Schlagworten stimmen häufig alle vier Consonanten mit einander überein. Oft knüpft auch der Dichter an ein Wort im vorhergehenden Verse, wo es reimlos stand, die Stabreime des folgenden an, so dass z. B. auf a b c a ein Vers folgt: c o d c, mithin dann der Reim o doch viermal vorkommt. Oft schlingt sich derselbe Stabreim in mannigfachen Wiederholungen und Unterbrechungen durch mehrere Verse melodisch hindurch. Es ist garnicht nöthig, dass der Leser, den der Wohl laut, die Kraft, die Harmonie irgend einer Stelle lebendig ergreift, nun auch sogleich sich klar werde, durch welche Mittel der Dichter diese Wirkungen hervorgebracht habe. Ich habe oftmals erst nach mehrmaliger Lesung einer solchen Stelle die Kunst entdeckt, vermöge welcher bald eine seltene Reimverschlingung (wir haben hier natürlich stets nur von Stabreimen geredet), bald eine tactvolle Abwechslung, bald eine mehrmalige Wiederkehr, bald wieder eine sinnvolle Auswahl der dem Sinne entsprechenden Laute die gewaltige Wirkung geübt hat. Denn

allerdings ist es nicht zufällig, dass z. B. das L vorherrscht, wenn der Dichter klagt, dass zuletzt Leiden der Lohn der Liebe sei; dagegen R, St, Str und T, wenn er schildert, wie die Poesie auch furchtbare Bilder noch *umrahmet mit Reiz, gleich wie ein Regenbogen strahlend steht, wo der Strom im Sturze tobend in dunkle Tiefen donnert.* — Und dabei sind die wiederholten Vokale o und u ebenso wenig zufällig. —

Wir brechen ab. Ob dergleichen auch in einer romanischen Sprache möglich sei, bezweifle ich sehr. Das aber bezweifle ich nicht, dass unsere Deutsche Sprache darin einen Vorzug besitzt, welcher der reicheren und weicheren Vokalisation auch der schönsten unter den romanischen bei weitem vorzuziehen sei. Woher es nun komme, dass diese germanischem Munde eingebildete und angebornene Weise voll Kraft und Wohllaut sich so schmiegsam dem Dichter zum willkommenen Werkzeug für sein Kunstwerk darzubieten vermocht? Wir finden den Grund zuerst in der Ursprünglichkeit unserer Sprache, vermöge deren sie aus einfachen Stammsilben weitverzweigte Wortgeschlechter und Wortfamilien bildet, die dann zugleich in Verwandtschaft des Sinnes wie des Stammes stehen; wir finden den Grund sodann in ihrer unverkennbaren Eigenthümlichkeit, dass sie durch gleiche und entsprechende Consonanten auch gleiche und entsprechende Begriffe, Anschauungen, Empfindungen bezeichnet. Wie also die Hauptwirkung dieser Stabreime, der sich so leicht kein Leser oder vielmehr kein Hörer unseres Gedichtes wird entziehen können, aus verborgenen Tiefen deutschen Geistes und Gemüthes hervorgeht, und zugleich nicht minder aus einer eigenartigen glücklichen Organisation der Leiblichkeit, nicht blos, wenn auch vornehmlich der Sprachorgane; wie wir eben dadurch von dem Schöpfer und Bildner der Natur zu einem Volke der Poesie und des Gesanges von Gottes Gnaden gebildet worden, dem nachzuspüren, das nachzuweisen wäre eine höchst interessante Aufgabe, zu der wir hier gern noch einige Andeutungen machen möchten. Jordan hat dazu in seinem Supplementheft schon höchst lehrreiche Nachweisungen gegeben, für welche wir ihm herzlich dankbar sind.

Ich glaube die Leser dieser Blätter auf einen vollen Quell reinsten poetischen Genusses hingewiesen zu haben. Wenn mir das nicht ganz misslungen ist, so gehe er nun hin und schöpfe selbst, er labe sich an der reichsten Fülle geistiger Erquickung, die hier strömt, aus der ich ihm höchstens einen Becher voll habe darbieten können. Den Lehrern an einer Realschule ist es so leicht nicht vergönnt, in Kunst und Wissenschaft selbst etwas Förderliches zu leisten; dazu gehört Vertiefung in's Einzelne; wir sind hingewiesen auf das Mannigfaltige, das Allgemeine. Wenn wir aber treulich, was Andere geleistet haben, in unseren Kreisen zu verbreiten, es zur Anerkennung und zum Verständniß zu bringen streben, dann thun wir was unseres Amtes ist, und wir dürfen neidlos auf die Männer hinsehen, denen Zeit, Beruf und Kräfte zu Theil geworden, die Kunst, die Wissenschaft, die geistigen und sittlichen Schätze unseres Volkes zu mehren, zu vertiefen und zu erhöhen. Wir sind dann ihre Apostel und Boten, und auch dieser Beruf ist schön, denn er gewährt uns ein Anrecht auf den Dank Derer, denen wir zur Kenntniß und zum Genuss dieser Schätze verholfen haben.

Freue dich, dass die Gabe des Lied's vom Himmel herabkommt,
Dass der Sänger dir singt, was ihn die Muse gelehrt.
Weil ein Gott ihn beseelt, so wird er dem Hörer zum Gotte;
Weil er der Glückliche ist, kannst du der Selige sein. —
(Aber du nennest es Glück, und deiner eigenen Blindheit
Zeihst du verwegen den Gott, den dein Begriff nicht begreift.)

Schiller.

Schulnachrichten.

In dem verflossenen Jahre ist mit Ausführung der neuen Organisation der Schule begonnen worden. Der Ostern 1868 veröffentlichte Lehrplan hat, wie damals angezeigt, noch mehrere Modificationen erleiden müssen, weil er sich dem früher bestehenden anzuschliessen hatte, in welchem Ziel und Vertheilung des Unterrichts in manchen Gegenständen abwich. In dem bevorstehenden Schuljahre wird sich das für die verschiedenen Classen bestimmte Pensum einhalten lassen, ausgenommen im Lateinischen und in der Mathematik. Der Unterricht im Lateinischen ist so weit vorgerückt, dass er nach Ostern auch in der Untersecunda mit den in diese Classe aus der Tertia aufrückenden Schülern fortgesetzt werden kann; doch werden die Schüler der Untersecunda in dieser Sprache noch auf der für das erste Jahr der Tertia bestimmten Stufe stehen, da wir mit dem Lateinischen Ostern 1866 in unserer Schule begonnen haben und also Ostern 1869 erst der vierte Jahreskurs seinen Anfang nimmt. Dem Unterricht in der Mathematik ist nach dem neuen Lehrplan eine bedeutend grössere Anzahl von Stunden zugewiesen worden, als früher auf ihn gewendet werden konnte. Da nach diesem Maasse die Curse der einzelnen Classen sich richten, so sind die Schüler der oberen Classen noch nicht genügend für die diesen bestimmten Pensa vorbereitet. Die nach Ostern neu sich bildende Untersecunda wird aber doch so weit gefördert sein, dass das ihr in dem Lehrplan Zugewiesene nur geringer Beschränkung bedürfen wird. Dasselbe wird in seinem ganzen Umfange mit der Obersecunda durchgenommen werden können.

Eine erste Classe vermögen wir auch in dem neuen Schuljahre noch nicht zu errichten. Doch wird von der Schulbehörde auf Gewinnung der für dieselbe uns noch nöthigen Lehrkräfte in nächster Zeit Bedacht genommen werden, damit sie eröffnet werden kann, sobald wir genügend für dieselbe vorbereitete Schüler haben und diese sich entschliessen, über die bis jetzt noch gewöhnliche Schulzeit hinaus zu bleiben.

Sollen wir über den Erfolg, welchen die wenn auch noch nicht ganz durchgeführte neue Einrichtung für den innern Zustand der Schule gehabt hat, ein Urtheil abgeben: so glauben wir sagen zu dürfen, dass im ganzen, namentlich in den mittleren Classen, Eifer und Fleiss sich gehoben haben. Freilich den Eifer zu lernen und sich auszubilden, von welchem wir unsere Jugend gern belebt sähen, dürfen wir erst dann zu sehen hoffen, wenn die Schule nicht mehr allein als ein Mittel zur Erlangung der zum Eintritt in einen besondern Beruf unumgänglich erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten und sonstiger, äusserer Vortheile und Berechtigungen angesehen wird. Denn wenn dem Schüler von vorn herein ein anderes und näher liegendes Ziel gesteckt wird, als welches die Schule sich vorgesetzt hat: so wird er nicht nur der Schule zu früh entzogen werden, sondern es besteht auch ein Widerspruch zwischen ihm und dieser, welcher ihm mehr oder weniger zum Bewusstsein kommen und ihn auch für die Zeit, in welcher er der Schule anvertraut bleibt, verhindern wird, reine Freude an wissenschaftlichen Bestrebungen in sich aufkommen zu lassen und sich mit voller Unbefangenheit und ungetheilten Kräften der lehrenden und bildenden Leitung der Schule hinzugeben. Es dahin aber zu

bringen, dass in der Schule eine über das für die ersten Anforderungen des erwählten Berufes nöthige Wissen und Können hinausgehende, umfassendere allgemeine Bildung gesucht und, wie es dazu nöthig ist, die Schulzeit um einige Jahre verlängert wird, hat die Schule selbst wenig Mittel. Ihr bleibt nur das eine, durch anregenden, belehenden Unterricht Freude am Lernen und Verlangen nach wissenschaftlicher Bildung in den Schülern zu wecken; aber ob dieses allein, wenn ihr es zu wecken gelingt, stärker sein wird, als das unter uns fast allgemein sich zeigende Eilen, in eine sogenannte practische Thätigkeit einzutreten, welches die Schulzeit auf ein möglichst geringes Maass beschränkt, ist sehr zu bezweifeln. Es muss erst die Erkenntniss mehr Raum gewinnen, dass die der Schulzeit zugelegten Jahre nicht verloren sind, dass die umfassendere und fester gegründete Bildung, die in ihnen erlangt wird, nicht nur überhaupt dem Leben zu gute kommt, sondern auch für den besondern Beruf, welcher Art er auch sei, tüchtiger macht und die Ausbildung in ihm wesentlich erleichtert.

Erfreulich ist es, dass die neu errichtete Vorschule schon im ersten Jahr so viele Schüler hat aufnehmen können. Zu den 10 Schülern, welche ihr aus der früheren siebenten Classe zugewiesen werden mussten, sind 45 neu eingetretene gekommen, so dass im letzten Quartal in ihren beiden Classen 55 unterrichtet wurden. Wenn uns auch der vorbereitende Unterricht anvertraut wird, so lässt sich desto sicherer auf guten Erfolg des in den höhern Classen zu ertheilenden hoffen. Im ganzen sind im Laufe dieses Jahres, wie die unten folgenden statistischen Angaben zeigen, 88 Schüler aufgenommen worden; 33 andere sind zurückgetreten, weil ihnen eine im Verhältniss zu ihrem Alter zu niedrige Classe angewiesen werden musste.

Um die Störungen zu entfernen, welche durch die Theilnahme der Confirmanden an dem in die Schulzeit fallenden Confirmationsunterricht verursacht werden, haben wir in diesem Winter die freien Nachmittage auf die Montage und Donnerstage verlegt und dagegen Mittwochs und Sonnabends bis drei Uhr unterrichtet. Es sind aber auch hiemit so manche Unzuträglichkeiten verbunden, dass wir wenigstens im Sommersemester die alte Ordnung wieder eintreten lassen werden. Möchte ein anderes Mittel sich finden lassen, welches die Schule von jenen Störungen befreite!

Indem wir uns zu dem Bericht über die Veränderungen im Lehrercollegium wenden, können wir nicht umhin, auch des Todes eines Mannes zu gedenken, der freilich schon seit vielen Jahren von seinem Amte an unserer Schule abgetreten ist und unsere Stadt verlassen hat, an dessen Ergehen aber seine früheren Collegen noch stets innigen Antheil genommen haben. Herr Thomas Sydney Williams ist am 12. Februar dieses Jahres in London gestorben. Ueber seine Stellung zu unserer Schule ist im Programm von 1858 berichtet. Was wir ihm bei seinem Scheiden wünschten, dass er noch lange eines ruhigen Alters in der Mitte seiner Familie sich erfreuen möge, ist ihm zu Theil geworden. Zehn Jahre hat er noch in friedlicher Musse unter den Seinigen gelebt, bis ihn in seinem 83sten Lebensjahre der Herr, an den er sich bis ans Ende treu gehalten, zu sich in seinen ewigen Frieden nahm. Sein Gedächtniss wird auch ferner bei allen, die ihn kannten, treu bewahrt bleiben.

Einen andern Collegen, der im Laufe des verflossenen Schuljahres von seinem Lehramte zurückgetreten ist, freuen wir uns doch noch in unserer Nähe zu haben und mitunter noch an der Stätte unsers frühern gemeinsamen Wirkens zu sehen. Wir konnten im letzten Programm berichten, dass Herr Elten am 2. Januar 1868 das fünfzigjährige Jubiläum seiner Anstellung am Johanneum begangen habe. Er musste schon damals seine Thätigkeit in der Schule auf wenige Stunden beschränken und ist bald darauf durch den Zustand seiner Gesundheit genöthigt worden, um seine Entlassung einzukommen, welche ihm dann auch in ehrenvollster Weise bewilligt worden ist. Hat sich sein Leiden auch seit dem nicht völlig gehoben, so ist sein Zustand doch erträglicher geworden, so dass wir

hoffen dürfen, er werde sich der wohlverdienten Ruhe, die ihm zu Theil geworden ist, noch manches Jahr erfreuen können.

Zwei jüngere Collegen scheiden mit dem Schlusse des Schuljahres aus unserer Mitte, um in andere Wirkungskreise einzutreten, Herr Dr. Theodor August Bieber, welcher seit Michaelis 1864 als Hilfslehrer in der Realschule unterrichtet hat, und Herr Dr. Hermann Ludwig Schrader, der in gleicher Eigenschaft seit Michaelis 1865 angestellt ist. Dr. Bieber wird eine Privatschule eröffnen und Dr. Schrader ist zum ordentlichen Lehrer an der Gelehrtenschule gewählt worden. Wir sind beiden Lehrern für ihr treues und erfolgreiches Wirken zu grossem Danke verpflichtet und sehen sie ungern von uns scheiden.

Um die vacant gewordenen Lectionen zu besetzen, hat die interimistische Oberschulbehörde, Section für die Realschule, zunächst Herrn Dr. Rautenberg, der bisher durch Privatunterricht in unserer Stadt sich als tüchtigen Lehrer bekannt gemacht hat, zum Hilfslehrer bestimmt.

Statistische Nachrichten.

Die Zahl der Schüler, welche gegen Ostern 1868 die Schule besuchten, betrug 258; von diesen sind im Laufe dieses Schuljahres abgegangen:

	aus Classe I u. ob. II.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	zusammen
Ostern 1868.....	16	11	11	4	3	5	—	= 50
Johannis „	—	—	1	—	1	1	—	= 3
Michaelis „	1	2	4	1	2	1	—	= 11
Weihnacht „	1	—	2	—	—	—	—	= 3
	18	13	18	5	6	7	—	= 67

Die abgegangenen Schüler vertheilen sich nach den Classen und nach ihrer Bestimmung beim Abgange aus der Schule in folgender Weise:

	aus Classe I u. ob. II.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	zusammen
1. In ein kaufmännisches Geschäft traten ein	14	10	10	1	—	—	—	= 35
2. Ingenieur wollte werden.....	1	—	—	—	—	—	—	= 1
3. Apotheker wollte werden.....	1	—	—	—	—	—	—	= 1
4. Militair wollte werden	1	—	—	—	—	—	—	= 1
5. Maschinenbauer wollte werden	—	1	—	—	—	—	—	= 1
6. Lehrer wollten werden.....	—	2	—	—	—	—	—	= 2
7. Zimmermann wollte werden.....	—	—	1	—	—	—	—	= 1
8. Architecten wollten werden	—	—	2	—	—	—	—	= 2
9. Seeleute wollten werden	—	—	2	—	—	—	—	= 2
10. In eine polytechnische Vorschule ist gegangen	—	—	—	1	—	—	—	= 1
11. Aus Gesundheitsrücksichten ist abgegangen	—	—	—	—	1	—	—	= 1
12. In Pension sind gegeben.....	—	—	—	—	—	2	—	= 2
13. In die Gelehrtenschule ist eingetreten	—	—	—	—	—	1	—	= 1
14. Wegen häuslicher Verhältnisse hat die Schule verlassen	—	—	—	—	—	1	—	= 1
15. Aus Hamburg sind fortgezogen.....	1	—	3	3	2	2	—	= 11
16. Ohne Angabe, zu welcher Bestimmung, sind abgegangen	—	—	—	—	3	1	—	= 4
	18	13	18	5	6	7	—	= 67

Dagegen sind neu eingetreten:

	in Classe	ob. II.	unt. II.	III.	IV.	V.	VI.	Vorsch. I.	II.	zusammen
Ostern 1868	2	1	3	6	7	9	11	9	=	48
Johannis „	1	—	1	—	1	1	—	1	=	4
Michaelis „	1	1	1	2	1	2	6	13	=	27
Neujahr 1869	—	1	—	1	—	1	2	3	=	8
	4	3	5	9	9	13	19	26	=	88

In dem Quartal von Neujahr bis Ostern 1869 sind demnach 279 Schüler in der Realschule und der Vorschule unterrichtet worden, nämlich

in Classe	ob. II.	unt. II.	III, a.	III, b.	IV, a.	IV, b.	V, a.	V, b.	VI, a.	VI, b.	Vorsch. I.	II.	zusammen
13	22	25	18	24	26	24	25	24	23	29	26	=	279

Das Examen wird am Freitag, den 12., und Sonnabend, den 13. März, von 9 Uhr an in folgender Ordnung gehalten werden:

Freitag, den 12. März.

Choral.

Obersecunda.

Geschichte Dr. *Bertheau*.

Physik *Seifer*.

Untersecunda.

Englisch Dr. *von Essen*.

Tertia.

Abtheilung I.

Französisch Dr. *Wellig*.

Abtheilung II.

Englisch Dr. *Sievers*.

Mathematik Dr. *Bahnson*.

Quarta.

Abtheilung I.

Geographie Dr. *Eggers*.

Naturgeschichte Dr. *Bolau*.

Abtheilung II.

Latein Dr. *Redlich*.

Sonnabend, den 13. März.

Choral.

Quinta.

Abtheilung I.

Latein Cand. *Stamer*.

Rechnen *Blunck*.

Abtheilung II.

Deutsch Dr. *Bieber*.

Sexta.

Abtheilung I.

Biblische Geschichte Cand. *Walther*.

Geographie Dr. *Sievers*.

Abtheilung II.

Latein Dr. *Bilau*.

Vorschule.

Erste Classe:

Deutsch und Rechnen *Dieterle*.

Zweite Classe:

Anschauungsunterricht *Kellermann*.

Von den Schülern, welche Ostern die Schule verlassen, werden folgende am Montag, den 15. März öffentlich entlassen werden. Sie gehören alle seit der neuen Organisation Ostern 1868 der Obersecunda

in, in welcher sie also ein Jahr gewesen sind. Die beiden ersten, *Ludwig* und *Flohr*, waren von Ostern 1867 bis Ostern 1868 schon Schüler der früheren ersten Classe.

	alt:	in der Schule:	Stand:
1. <i>Carl Heinrich Ludwig</i>	16 Jahr.	7½ Jahr.	Kaufmann.
2. <i>Arthur August Gottlieb Flohr</i>	15½ „	5 „	„
3. <i>Ari George Matthies</i>	15 „	7½ „	„
4. <i>Carl Hermann Otto Moll</i>	16½ „	6 „	„
5. <i>Rudolph August Johann Ziehm</i>	15½ „	5 „	„
6. <i>Rudolph Weyhe Averdieck</i>	15 „	4 „	„
7. <i>Johann Ernst Albert Heidtmann</i>	16 „	2½ „	Architect.
8. <i>Carl Max Gustav von Düring</i>	17 „	1 „	Kaufmann.
9. <i>Carl Eduard Heinrich Schaumann</i>	15½ „	1 „	„

Die Schule wird Mittwoch, den 24. März, geschlossen. Der Unterricht des neuen Schuljahres beginnt Dienstag, den 6. April.

Bertheau.



